

Abend-



Zeitung.

Neun und zwanzigster Jahrgang.

102.

Donnerstag, am 18. December 1845.

Verantwortl. Redact: Robert Schmieder in Dresden.

Einevadereise.

Wahrheit und Dichtung von C.

Am 20. Juli 1845 stand ich im Posthause zu D. mit mehreren Passagieren und erwartete den Silwagen, der mich nach dem Heil und Gesundheit bringenden Teplitz führen sollte. Für alle Norddeutsche hat in ihrer strengen Abgeschlossenheit eine Reise mit dem Silwagen immer noch etwas Unheimliches, und mit nicht ganz angenehmen Gefühlen musterte ich meine Reisegefährten, deren Aeußeres eben nichts Ermunterndes hatte. Lauter franke verdrießliche Gesichter, eine ältliche Frau, die mit Thränen von einer Schaar Kinder Abschied nahm, ein Jüngling mit rother Nase, rothen Augen und dicken Lippen, dessen unschönes Gesicht sich aber beinahe bis zum Hübschsein verklärte, als meine junge Begleiterin ihm gegenüber Platz nahm; rechts und links alte, fränklich ausschende, theilweise hinkende Herren, von denen der eine, ein kleiner, dürrer Mann,

dem Handelsstande anzugehören schien, da er immer von Failliten und von Banquiers und Großhändlern sprach. Im Hintergrunde des Wagens saß eine Dame, die vom Anfang der Fahrt an eifrig las. Lange schwarze Locken beschatteten ihr etwas mageres Gesicht, aus dem sich die stark gebogene Nase stolz emporhob, deren etwas gerüthete Spitze anzudeuten schien, daß die Jahre der ersten Jugend entflohen, was aber die lebhaften braunen Augen, in denen ein jugendliches Feuer loderte, siegreich widerlegten. Die ganze Erscheinung hatte etwas Unheimliches, und mich beschlich bei ihrem Anblick ein beengendes Gefühl, was die Folge nur zu sehr rechtfertigte.

Auf der Station angekommen, wo die Pferde gewechselt und unsere Koffer durchsucht wurden, suchte ich, da die Dame das Zimmer eben verlassen hatte, den Titel des Buches, welches sie so sehr beschäftigte, zu lesen; es war „Faustine“ von der Gräfin Hahn-Hahn.

„Dies Werk scheint Sie sehr zu interessieren,“ sagte ich, das Wort an sie richtend, als sie wieder eintrat. Sie sah mich mit wegwerfendem

Lächeln an, schien Mitleid mit der Absurdität meiner Frage zu empfinden und sagte: „Ich lese es zum dritten Mal!“ Da sie aber während der Mahlzeit nicht süglich lesen konnte, so spann unsere Unterhaltung sich fort, und ich erfuhr, daß sie Fräulein Heliodore von Werden heiße, Teplitz theils ihrer Gesundheit wegen, theils um sich zu zerstreuen, besuchen wolle, und dort an die Frau des Kammerherrn von D. empfohlen sei.

Bei dieser Nachricht vermehrte sich das unangenehme Gefühl, was ihr bloßer Anblick in mir erregt hatte; Frau von D. war mir seit langen Jahren bekannt und befreundet, eine kränkliche, einfache, durch viele trübe Erfahrungen still in sich gefehrte Frau, die mir zu dem phantastischen Fräulein wenig zu passen schien, und deren schwacher Gesundheit ein zerstreutes, geräuschvolles Leben, wie das Fräulein es erwartete, nur nachtheilig sein konnte.

Der Klang des Posthorns rief uns zum Wagen, und die Nähe der Nollendorfer Höhe lenkte die Unterhaltung auf Naturschönheiten. Selbst der kleine Herr vergaß auf einen Augenblick die vielen Bankerotte in der Handelswelt, und ließ seinen Gefühlen freien Lauf. „D!“ rief er, und breitete die Arme aus, „als ich zuerst auf die Nollendorfer Höhe kam, das war wunderschön, es lag vor mir da wie — wie eine ganze Landschaft!“

Endlich hatten wir die Höhe erreicht, aber unsere Hoffnung auf eine ferne Aussicht ward getäuscht! Graue Wolken, durch welche die Sonnemagische Lichter warf, zogen wie Diffsans Geister unter und neben uns an den Bergen hin, jede Fernsicht verdeckend; aber plötzlich zerriß links über dem Thal der Nebelschleier, und wir genossen einen Anblick, wie man ihn selten genießt. Die durch dichte Wolken gebrochenen Sonnenstrahlen warfen Streiflichter über die Thäler, wo reife Kornfelder zwischen noch grünen wie Gold glänzten; hie und da tauchten spitze Thürme und rothe Ziegeldächer auf, und ganze Ortschaften lagen halb im Sonnenglanz, halb in trübem Dunkel gehüllt, malerisch an den Höhen. Den Hintergrund begrenzte das Mittelgebirge, zwischen dessen verschiedenartig gestalteten Bergen der Wilschauer, die Spitze von grauen und weißen Wöl-

chen umzogen, wie ein Riesengreis in Silberlocken zwischen Kindern und Enkeln dastand. Als wir weiter herunter kamen, ward der Nebel zu Regen und Diffsans Geister verwandelten sich in Undinen.

Teplitz.

Der Himmel hatte alle Schleusen geöffnet, als wir in dies reizend gelegene Städtchen einfuhren, welches, so unästhetisch auch seine Entdeckung ist, da bekanntlich eine Heerde Schweine in die heißen Quellen fiel und durch ihr Geschrei die Leute des Ritters von Kollostug, der in Setens seine Burg hatte, herbeizogen, doch malerisch schöne Umgebungen hat. In fünfzehn Jahren hatte ich es nicht gesehen, und kaum erkannte ich in den neuerstandenen Palästen die kleinen freundlichen Wohnungen wieder, die in meiner Erinnerung einen lieblichen Eindruck zurückgelassen hatten. Im Gasthose angelangt, reichten wir den Hausgöttern eine unfreiwillige Libation, denn durch das Rütteln und Stoßen auf dem eben nicht schönen Pflaster war eine Weinflasche gesprungen, und als der Kellner den Schlag aufriß, floß der Madeira heraus, welches Opfer aber die Teplitzer Laren nicht versöhnte, denn aller Mühe ungeachtet war es doch nicht möglich, in dem überfüllten Orte ein Unterkommen zu finden, und erst nach einigen Tagen konnten wir den Gasthof verlassen, um eine kleine bescheidene Wohnung zu beziehen, deren leere Räume (das ganze Ameublement bestand aus drei Stühlen, einem schlechten Sopha, einem Tisch und einer Komode) wir wie die elegantesten Salons bezahlen mußten.

Schönau.

Gleich am Morgen nach meiner Ankunft ging ich, dies freundliche Dörfchen zu sehen, das mir mit seinen zwischen hohen Bergen gelegenen reinlichen Bauerhäusern und kleinen für Fremde etwas zierlicher eingerichteten Wohnungen, früher so wohl gefallen hatte. Aber wie erstaunte ich, als ich das Thal betrat! Der Zwischenraum zwischen Teplitz und Schönau war gänzlich ver-

schwunden, eine lange Straße führte vom Stephansplatz bis wo das Thal sich in zwei Arme theilt, und wo sonst freundliche einstöckige Häuser waren, standen jetzt zwei- und dreistöckige Baläfte, die aber gegen die hohen Berge, an deren Füße sie liegen, ausfah'n wie Pygmäen neben Riesen. Mein freundliches Dörfchen war nicht mehr, aus städtischen Häusern sahen gepuzte Menschen heraus, das enge Thal war durch diese Steinmassen noch enger geworden, und betrübt wandte ich meine Schritte zurück in die Stadt, die ich hier ja auch wiedergefunden hatte.

Der Herrengarten.

Dankend werden gewiß alle Kurgäste es erkennen, daß der Fürst Clary diesen Garten zu einer Trinkanstalt hat umschaffen lassen. Eine geräumige im Halbzirkel gebaute Colonnade, wo man alle Sorten verschickter Mineralwasser bekommen kann, bietet Schutz bei regnigem Wetter. Hier vereint sich jeden Morgen die schöne und unschöne Welt. Der österreichische Adel hält wie gewöhnlich zusammen und sieht holter gar sehr von oben herab auf alle Menschenkinder, die nicht Grafen- oder Fürstentitel vor ihren Namen haben. Einen traurigen Anblick gewähren die vielen kranken Gesichter, so wie die Krüppel und Lahmen, welche zwischen den Brunnentrinkenden hindurch in die Bäder gefahren werden. Die Balzer und Galoppaden, welche ein ziemlich schlechtes Musikchor spielt, klingen wie Hohn- und Spottlieder zu diesem Glend. Hier sah ich auch an der Seite des Herrn von D. mehr hüpfend als gehend Fräulein Heliodora wieder; er sagte mir, seine Frau sei von den Bädern so angegriffen, daß sie ihm das angenehme Geschäft übertragen habe, das Fräulein zu begleiten, zu welcher Ehre diese süß lächelte. Ich bewunderte die Höflichkeit des Mannes, da ich mich aber von der Unterhaltung der Dame wenig angesprochen fühlte, so überließ ich das Paar sich selbst und begab mich in den

Schloßgarten.

Unter den hohen Bäumen dieses von Radislaw von Ghinski angelegten Parks versammelte

sich sonst um zwölf Uhr die ganze schöne Welt. Herren und Damen wandelten gemessenen Schrittes die große Mittelallee auf und ab, mehr wohl um ihre glänzenden Toiletten zu zeigen, als wegen der von den Aerzten angerathenen Bewegung nach dem Bade. Seit dem Tode des unvergeßlichen Königs von Preußen, der sonst stets hier seinen Spaziergang machte, ist diese Mode etwas in Verfall gekommen. Zwar ertönt noch immer von zwölf bis ein Uhr Musik, aber die elegante Welt erscheint erst gegen ein Uhr auf wenige Augenblicke, und erst da hat man Gelegenheit, die verschiedenen, oft geschmacklosen Toiletten zu betrachten. Vorzüglich fiel uns eine kleine bewegliche Dame aus einer nahe gelegenen Residenz durch ihre auffallende Kleidung auf, wo besonders eine schillernde Mantille sehr an das Leder der Bergleute erinnerte. Vergebens bestrebte sie sich, in den Kreis der Oesterreicher einzudringen, ihre Bemühungen blieben fruchtlos, und mißmuthig kehrte sie zu ihrem alten Begleiter zurück. Auch Rosalien von D. sah ich hier zuerst wieder, da ihre Badestunde sie verhinderte, am Morgen Besuche anzunehmen; ich fand sie blaß und ermattet, und ihre schlanke, etwas gekrümmte Gestalt, ihr langsamer Gang bildete einen scharfen Kontrast mit der unruhigen Beweglichkeit der neben ihr her hüpfenden Heli (wie sie der Abkürzung wegen genannt wurde). Beide Frauen konnten sich nicht conveniren, das fühlte ich und nahm mir vor, mit Rosalien im ersten ungestörten Augenblick darüber zu sprechen.

Seume's Grab.

Müde der gelangweilten Gesichter, eilte ich fort aus diesem bunten Treiben, das keine Befriedigung gewährte, und ich wendete den Schritt hin zu der Stätte, wo alle Leidenschaften schweigen und alle Exklusivität aufhört, dem Kirchhofe. Aber nein, auch hier hört sie nicht auf, denn neben Seume's einfachem Grabsteine steht das aus Eisen gegossene Denkmal des General Messelino, eingeschlossen von eisernem Gitter, damit kein Profaner sich nahe! Besucht man aber den Kirchhof, um das Denkmal des Grafen zu sehen? Nein, zu Seume

me's einfachem Grabstein wenden sich die Besucher, und von der Eiche, die sein Grab beschattet, pflückt ein Jeder mit Andacht ein Blatt und bewahrt es auf als heiliges Andenken, während er kalt vorübergeht an den Gräbern der Großen dieser Erde. Das allein ist die wahre Größe, der wahre Adel, der uns überlebt und spätern Generationen unser Andenken heilig halten lehrt, die Größe des Geistes und der Adel der Gesinnung.

Sehr überraschte es mich, jeden Morgen Herrn von D., wenn gleich er nicht selber Brunnen trank, als treuen Begleiter von Fräulein Heli zu finden, und neugierig, welche Mittel sie anwendete, diesen etwas flatterhaften Herrn an sich zu fesseln, folgte ich leise dem Pärchen in die einsameren Gänge, die sie nach jedem Becher vorzugsweise aussuchten. Von ihnen nicht bemerkt, entdeckte ich bald, daß das Mittel, welches das Fräulein anwendete, ein sehr verbrauchtes, aber doch stets probates war, nämlich Schmeichelei. — Ich habe irgendwo gelesen, daß um sich immer Weihrauch streuen zu lassen, dazu gehöre die unsterbliche Nase eines Gottes oder die hölzerne einer Bildsäule! Der Verfasser hat Unrecht, es gehört nichts dazu als die ganz gewöhnliche Nase eines Mannes, und es ist wirklich stupend, welche Masse von Weihrauch eine solche Nase verträgt, ohne sich davon incommodirt zu fühlen. Auch mein Freund D. schien keineswegs dadurch belästigt, im Gegentheil hörte er selbstgefällig lächelnd zu, und seine Eitelkeit ließ ihn die geröthete Nasenspitze der Schmeichlerin übersehen.

Schlackenburg.

Am Nachmittag ging ich zu Rosalien, hoffend, einmal ein Stündchen ungestört mit ihr plaudern zu können. Durch den Bedienten benachrichtigt, daß die Werden bei ihr sei, wandte ich verdrießlich den Schritt und stieg vom Paradiese aus (ein Haus, was diesen Namen mit großem Unrecht führt, denn wäre das Paradies nichts anderes gewesen, so würde das erste Menschenpaar es nicht so schmerzlich betrauert haben,) die vielen Stufen bis zur Schlackenburg. Diesmal

war der Name eine gute Vorbedeutung, das häßliche grüne Haus war nur die Vorhalle, hinter welcher eine paradiesische Aussicht sich dem Auge eröffnete. Am Fuße des Berges lag die Stadt, rings umher das reiche Thal ausgebreitet, unzählige Dörfer, theils in den engen Thälern, theils auf mäßigen Höhen; im Vordergrund beherrschte der Schloßberg die Gegend, und rechts erhob der Milschauer sein waldbefränktes Haupt, dessen grüne Blätter in den Strahlen der untergehenden Sonne beleuchtet in den verschiedensten Farben schimmerten. In den Zimmern der kleinen aus Schlacken künstlich erbauten Burg wimmelte es von Badegästen, man trank Bier und rauchte Tabak, und wendete, um ja durch nichts in dieser angenehmen Beschäftigung gestört zu werden, natürlich den Fenstern und der schönen Aussicht den Rücken. Oben auf der Plattform erklangen zwei Harfen und eine Geige, weiter unten im Saal saß eine kleine kugelrunde Frau mit brennendrothem Haar am Klavier und begleitete ein langes mageres Fräulein, deren schwarze Locken mich an Fräulein Heli erinnerten, welche with all the powers her lungs could muster sang: von der Alpe tönt das Horn! Ihre Stimme bewegte sich in dem Umfange eines halben Tones zu hoch oder zu tief, oben klangen sehr vernehmlich Harfen und Geige dazu, natürlich aus einer andern Tonart; es war ein höllischer Lärm und ich enteilte mit schnellen Schritten diesem Orte, der mir so anlockend erschienen war, entsetzt über die Profanation der Kunst und Natur.

Interessant war es mir, unter den Badegästen den Polizeirath Dunker aus Berlin zu sehen; ich hatte viel von ihm gehört, viel seinen Namen in Schneider's Roman: „Berlin vor dreihundert Jahren“ gelesen, und da ich erfuhr, daß er im Herrengarten Brunnen trank, so bat ich eine Bekannte, ihn mir zu zeigen. Ich war nicht wenig überrascht, bei dem gefürchteten Manne den Ausdruck von Gutmüthigkeit und ein rundes blühendes Gesicht zu finden, mit rothen Wangen, wie sie bei der jetzigen Männerwelt so selten vorkommen. Er schien sich angelegentlich mit den Damen zu beschäftigen, aber wie man sagte, bloß um dadurch seine politischen Zwecke zu verbergen, was die Damen aber nicht zu ahnen schienen,

denn sie nahmen die Sache, wie sie ihnen gegeben wurde! Ihm zu Ehren wurde muscirt und gesungen, und wohl mehr wie eine mochte wünschen, den noch jugendlichen Wittwer über den gehaltenen Verlust zu trösten und die Mutter seines einzigen Kindes zu werden.

„Der Mensch entgeht seinem Schicksale nicht,“ seufzte ich, als ich heimgekehrt das gellende Pfeifen meines Stubennachbarn vernahm! Schon oft hatte ich die Lunge dieses Mannes bewundert, der den ganzen Tag pffiff, und nur schwieg, wenn er rauchte, was mir die durch die Thürspalten eindringenden unangenehmen Düste anzeigten. Heute fiel es mir besonders unangenehm auf, da die Höllenmusik von der Schlackenburg noch in meinen Ohren tönte; neugierig fragte ich daher, wer denn eigentlich mein Nachbar wäre, und zu meinem Erstaunen hörte ich, daß es ein Geistlicher sei. Noch nie hatte ich einen Geistlichen pfeifen hören, und namentlich solche weltliche Weisen! Später sah ich ihn, und sein ernstes blaßes Gesicht, vom schwarzen Bart umgeben, seine scharf geschnittene Nase, seine tiefliegenden Augen und ein gewisser Ausdruck von Strenge und Härte, hätte mich nicht vermuthen lassen, daß er es sei, der so oft Weber's Aufforderung zum Tanz und den Troubadour pffiff.

Die Fasanerie.

Eine große Parthie nach Koston war im Vorschlag, und da ich voraussehen konnte, daß Rosalie von D. eine so angreifende Tour nicht mitmachen würde, so schlug auch ich sie aus, um einmal ungestört mit der Freundin zu sein, und begnügte mich, aus meinem Fenster die Gesellschaft vorbeifahren zu sehen. Herr von D. hatte sich mehr und mehr an Fräulein Werden angeschlossen, die durch alle Künste der Koketterie und Schmeichelei ihn zu fesseln strebte, und auch heute fuhr er sie im eleganten Tilbury; beide blickten zu mir auf, und das Fräulein begleitete seinen freundlichen Gruß mit einem triumphirenden Lächeln. Wohl mochte sie den Widerwillen ahnen, den sie mir einflößte, und wie ich oft versucht hatte, D. von ihr zu entfernen, und sie genos

daher mit doppelter Schadenfreude den Triumph, den diese öffentliche Huldigung ihr gewährte. Geärgert schlug ich das Fenster zu, und ging, um Rosalien einen Spaziergang in die Fasanerie vorzuschlagen. Auf steinigten Feldwegen, die von beiden Seiten eine reizende Aussicht gewähren, erreicht man dieses vom Fürsten Johann Clary erbaute Häuschen, was malerisch am Rücken eines mit Wald bedeckten Berges liegt, wo hübsche Spaziergänge angebracht sind. Durch die Waldung begrenzt, ist die Fernsicht nicht umfassend, doch erhebt sich im Vorgrunde der Schloßberg großartig und schön gemahnend an längst vergangene Zeiten, wo diese Ruinen eine festliche Burg waren, in denen die Becher klangen, wenn die Ritter, von Streifzügen heimgekehrt, sich beim Mahle ergözten.

Langsam wandelte Rosalie neben mir her und sah mit leuchtenden Blicken in die von der untergehenden Sonne vergoldete Ferne. „Wie viel schöner ist es hier auf diesen einsamen Wegen,“ rief sie, „als unter dem Gewühl von Menschen, die jetzt in Koston versammelt sind! Ich bin D. recht dankbar, daß er die Werden gefahren hat, überhaupt ist es freundlich von ihm, daß er mich von der Sorge um diese Dame oft befreit, da meine Gesundheit mir nicht erlaubt, alle diese anstrengenden Vergnügungen mitzumachen.“

„Aber bist Du denn gar nicht eifersüchtig?“ fragte ich.

Sie lächelte matt. „Dazu habe ich nicht mehr den Muth. Wo keine Hoffnung ist, da schweigt zulezt jedes leidenschaftliche Gefühl!“

Tief ergriffen von dem trostlosen Schmerz, der in diesen Worten lag, sagte ich: „Aber Dein Mann liebt Dich, er achtet Dich hoch!“

„Er achtet mich, ja, er liebt mich auch nach seiner Art, und ich bin ja auch zufrieden!“ — Nach einer kleinen Pause fügte sie heiterer hinzu: „Ich glaube nicht, daß Fräulein Werden ihm eine Neigung einflößt; sie unterhält ihn, er bekämpft ihre durch die verschiedenartigste Lectüre verschriebenen Ansichten und Meinungen, die Paradoxen, die sie aufstellt, amüßren ihn, und ihre sichtsiche Anbetung schmeichelt seiner Eitelkeit. Bis zur Anbetung kann es nun die Frau nach einer Reihe von Jahren selten bringen, und wenn sie den

Mann auch liebt, fehlt ihr oft der Muth, es ihm zu sagen; auch ist dies ja etwas, was sich von selbst versteht, wovon ein jeder Mann, selbst der unliebenswürdigste, vollkommen überzeugt ist.“

„Du bist zu nachsichtig, Rosalie!“ rief ich, geärgert durch diese Passivität.

„Würde ich mehr erreichen, wenn ich es nicht wäre? Wir Frauen dürfen nicht sagen: Du sollst keine anderen Götter haben neben mir, das hiesse sich der Gottheit gleichstellen, und das kann nur der Mann in seinem Uebermuth, wir müssen dulden! Liebt die Schwester denn den Bruder deshalb weniger, weil er andere Liebe im Herzen trägt, oder aus Eitelkeit kleine Romane spielt, zweifelt sie deshalb an seiner Liebe zu ihr? Sollte sich nicht auch die Frau zu der Höhe dieser Entfagung erheben können?“

„Du forderst zu viel. Wie verschieden sind nicht die Rechte einer Schwester von denen der Frau, Niemand kann das Unmögliche erreichen.“

„Immer besser, sich das höchste Ziel vorstecken, selbst wenn man es nicht erreicht und im Kampfe erliegt, als gar nicht kämpfen! Unsere Rechte liegen in unseren religiösen Begriffen, wären wir im Oriente geboren, wo blieben denn diese Rechte?“

„Das sind Sophismen, mit denen Du Deinen flatterhaften Gatten entschuldigen willst, der es nicht um Dich verdient!“

„Und wenn nun diese Sophismen, wie Du sie nennst, der lindernde Balsam wäre, den ich auf die Wunde des Herzens lege, damit es nicht verblute, sollte die Hand der Freundin nicht schonend darüber hingleiten?“

„O, Du bist unendlich gut,“ rief ich, „und ich unendlich albern. Vergieb mir, daß meine Festigkeit mich hinriß, aber ich möchte jeden Kummer von Dir fern halten, und jedes Weh, was Dich trifft, verlegt mich mit.“

Sie drückte mir schweigend die Hand und ich suchte das Gespräch auf andere Gegenstände zu leiten, was mir bei Rosaliens regem Sinne für alles Schöne in dieser Umgebung und bei diesem Abend, wo der Himmel sein graues Kleid abgelegt hatte und in italischem Tiefblau strahlte, leicht wurde.

Am Fuße des Berges angelangt, hörten wir

Musik. Ein alter Mann knieete im Grase und drehte mit zitternden Händen mühsam die Orgel. Mitleidig reichten wir ihm eine Gabe und setzten unsern Weg fort.

Der kühle Abend erlaubte uns aber nicht, lange unter den Bäumen zu verweilen, und als wir einen andern Weg einschlugen, um über die Prager Chaussee zurück in die Stadt zu gehen, fanden wir zu unserer Verwunderung den alten Mann etwa zwanzig Schritte von seinem ersten Blase wieder am Wege knien, und sahen später, wie dieser so hinsällig scheinende Greis eilig mit seiner Orgel von einem Wege zum andern lief, um von jedem Spaziergänger eine Gabe zu erhaschen. Auf der Prager Chaussee standen Krümme und Lahme, und Blinde saßen mit Rosenkränzen in den Händen am Wege, das Mitleid und die Börse der Vorübergehenden in Anspruch nehmend.

„Wäre es denn nicht besser,“ sagte ich, „wenn die Vadebehörde von jedem Fremden eine kleine Abgabe für die Armen verlangte und das Betteln verböte? Gewiß würde jeder Kurgast lieber eine kleine Summe auf einmal geben, als so gezwungen zu sein, die Börse stets in der Hand zu halten, und allenthalben dem Elende und oft einem ekelhaften Anblicke zu bezeugen.“

„Wenn eine gleichmäßige, nach den Bedürfnissen berechnete Vertheilung möglich wäre,“ erwiderte Rosalie, „möchte dies zweckmäßig sein, so wie es aber jetzt ist, würde der verschämte Arme leer ausgehen, freilich bettelt der auch nicht.“

„Du irrst,“ rief ich, „denn noch kürzlich hat in Dresden im großen Garten auf dem besuchtesten Wege mich eine Frau mit den Worten angebettelt: Sie werden gewiß einer verschämten Hausarmen etwas mittheilen!“

Rosalie lachte. Da der Abend immer kühler wurde, eilten wir, die Stadt zu erreichen. Die Gesellschaft war schon aus Koston zurückgekehrt und Herr von D. kam seiner Frau freundlich und besorgt über ihr längeres Ausbleiben entgegen. Oben auf der Treppe hörte ich Fräulein Heli's schrillende Stimme, die rief: sie hätte es sich nicht versagen können, ihrer theuern Freundin noch gute Nacht zu wünschen und sich nach ihrem Befinden zu erkundigen.

Aufs Aeußerste geärgert über diese Zudringlichkeit, verließ ich Rosalie, ohne mich um ihren Mann und das Fräulein zu kümmern.

Kurgarten, Sonntag.

Die Gesellschaft war ungewöhnlich zahlreich, eine Gräfin H. mit ihrer neunzehnjährigen Schwägerin, deren junges Näschen so hoch zu den Wolken erhoben war, als ob sie von uns andern Erdenbewohnern für immer Abschied genommen hätte, machten die Leitsterne der vornehmen Männerwelt aus. Neben ihnen trat eine kleine freundliche Berliner in die Schranken, deren hübsche unterweißen Brauen hervorstrahlenden blauen Augen und lächelnder Mund zu sagen schienen: kommt zu mir, mit mir plaudert es sich gut, welcher Einladung auch willig Folge geleistet wurde. Als ich nach ihrem Namen fragte, sagte man mir, daß sie oder doch ihre Eltern orientalischer Abkunft wären (ein Ausdruck, den man zartfühlend jetzt für Israelitisch braucht), daß sie sich aber schon längst der christlichen Gemeinde angeschlossen hätte. Reich mit des Orients Schwägen beladen, habe sie die jungen Herren einer nahen Residenz in unruhige Bewegung gesetzt, Grafen und Fürsten hätten diesen Reizen gehuldigt, aber als echte Patriotin habe sie den Landsmann gewählt, der im Begriff stehe, ein hohes Amt im Staate zu erlangen. Schwägend drängte sich Alles in der mittleren Allee auf und ab, außer Fräulein Werden, die nur für Herrn von D. da zu sein schien, welcher mich sichtlich vermied, was mir die bange Besorgniß gab, daß dies Verhältniß wohl nicht so unschuldig sein möchte, als die vertrauende Rosalie es wähnte. In der Colonnade spielte die schlechte Musik Walzer und Galoppaden, in der Stadt läuteten die Glocken zur Kirche, und viele Menschen gingen still, ihre Gebetbücher in den Händen, durch den Garten. Oben auf der Königstraße zog ein Leichenzug vorüber, dem ebenfalls Musik voranschritt, die ganz heitere Weisen spielte, ein sonderbarer, mir fremdartig auffallender Gebrauch dieses Landes. Gegen Mittag änderte sich die Scene, aus allen Häusern strömten Menschen im schönsten Putz in den Schloßgarten,

nicht allein die Kurgäste, nein, auch die Teplitzer schöne Welt wollte sehen und sich sehen lassen. Ungeheure Reifröcke gaben den jungen Mädchen das Ansehen von wandernden Pyramiden, und mit ängstlichen Blicken musterten die Herren ihre wohlgeputzten Stiefeln, fürchtend, daß der Staub dem Firniß den hohen Glanz genommen haben möchte. So eilte Alles fort, gestachelt von Gitelkeit und Neugierde, ich aber ließ die ermattenden Wellen des heißen Bades allen Durst nach Glanz und Auszeichnung beschwichtigen. Am Nachmittag strömte der Regen vom Himmel, an Ausgehen war nicht zu denken; mißmuthig setzte meine Begleiterin sich vor ein fürchterlich verstimmtes Piano und spielte mit seltener Ausdauer den Discant einer vierhändigen Sonate, ungeduldig pffiff der Nachbar, aber als nach vollendetem Spiel sie nun mit derselben Ausdauer die Scala auf *do, re, mi, fa* sang, da erreichte der Unmuth des Pastors den höchsten Gipfel, und in einer wahren Verzweiflung pffiff er gellend immer und immer wieder: *mourir gaiement pour la gloire et l'amour est le devoir d'un vaillant troubadour!*

Von heftigem Kopfschmerz geplagt, wünschte ich mich weit weg von allen Teplitzer musikalischen Genüssen, und war froh, als der hereinbrechende Abend und die den Brunnengästen verordnete, in beiden Zimmern zugleich erscheinende Wassersuppe die beiden sich überbietenden Talente zum Schweigen brachte.

Schweizermühle.

Freundlich leuchtete die Sonne am andern Morgen vom wolkenlosen Himmel, und der dauernd schöne Tag gestattete den längst gehegten Plan, eine Parthie nach diesem erst seit einem Jahre entstandenen Vergnügungsort zu machen. An eine nicht sehr bedeutende Anhöhe lehnt sich das ganz im Schweizerstyl erbaute Haus, Mädchen in Schweizertracht bedienen die Gäste, oben auf der Anhöhe steht ein schützendes Dach, von wo man fast das ganze Thal mit seiner Bergkette übersehen kann. Terrassenartig sind Plätze zum Sitzen angebracht, und wir wählten die mittlere Höhe, unten im Garten spielte ein Chor Bergknaben in

brennender Sonnengluth unter den erst gepflanzten Bäumen, voll freudiger Hoffnung des Schattens, den sie ihnen in den nächsten Jahren geben würden, während jetzt der Schweiß von ihren gebräunten Gesichtern rann, was ihrer Heiterkeit und ihrer guten Laune keinen Abbruch that, denn in jeder Pause lachten und schwatzten sie mit einander, während sie mit ihren Taschentüchern Stirn und Haare trockneten. Ein leichter Regen trieb uns hinauf unter das schützende Dach, und als wir wieder zurückkehrten, waren unsere Plätze genommen. Ein junges Paar, anscheinend Geschwister, hatte das hübsche Plätzchen sich ausersehen. Der Jüngling zeichnete den Schloßberg mit seinen Ruinen, das Mädchen schrieb eifrig in einem kleinen Taschenbuche. Was mochte sie wohl schreiben? Erinnerungen, Hoffnungen, Wünsche? Wenn sie in späteren Jahren das kleine Buch durchblättert, wird wohl ein wehmüthiges Lächeln über ihr Gesicht gleiten, und ein Seufzer wird fragen: wo seid ihr hin, ihr schönen Hoffnungen? oder sein Beben heißt: o! könnte ich auch jetzt noch so schreiben! Mich beschlich ein Gefühl von Wehmuth, als ich das Pärchen betrachtete, und leise, ohne sie zu stören, stieg ich den Berg hinab. Ein dicker Herr, geziert mit dem Bande des rothen Adlerordens, kam ganz allein in einer Postkaise gefahren; er mochte viel vom Schweizerfelsen gehört haben, und glauben, etwas der Jungfrau oder dem St. Gotthardt Aehnliches zu erblicken, denn ganz erstaunt und mit vornehmer Geringschätzung sah er sich um, winkte sehr bald seine Equipage herbei, und fuhr anscheinend wenig befriedigt davon. Wir aber freuten uns des schönen Abends, die Berge standen in magischer Beleuchtung, ein Regenbogen senkte seine Endpunkte vor Mariaschein und dem Schloßberge auf die Erde, daß der Berg in Blau, Grün und Roth schillerte. Fröhliche Menschen wanderten umher, über uns spannte der wolkenlose Himmel sein tiefblaues, durchsichtiges Dach, vom Garten herauf klangen munter die Töne der Bergmusik, liebe Menschen umgaben mich, eine schöne junge Frau, freundliche Kinder, die sich liebend und sorgsam um den geistvollen, leider kränkelden Vater bemühten. — Es war Festtag in der Natur, wie in meiner Seele, und mit Gefühlen

des Dankes gegen meine liebenswürdigen Begleiter erreichte ich meine stille Wohnung.

Ein sehr fühlbarer Mangel ist es, daß in Tepliz kein Salon ist, wo bei schlechtem Wetter die Kurgäste sich versammeln könnten. Zwar giebt es zwei sogenannte Kaffeesalons, doch erfüllen diese ihren Zweck keinesweges; im ersten sitzen die Herren dicht geschaart und spielen, wobei natürlich die treuen Begleiterinnen, die einzigen, denen auch sie die Treue unverbrüchlich halten, — die Tabakspfeifen nicht fehlen dürfen. Im zweiten Salon sitzen die Damen, emsig strickend, bei ihren halben Portionen Kaffee, den nur einige Neuerungsfüchtige mit Gefrorenem vertauschen. Zwar hat der Erbauer großmüthig den Armen den Anblick ihrer gegenwärtigen oder künftigen Herren und Gebieter gegönnt, denn die beide Säle trennende Wand besteht aus Glasscheiben, allein da die Herren der Schöpfung wie Jupiter Olympicus sich in Wolken hüllen, so ist diese Vorkehrung nur von geringem Nutzen, im Gegentheil giebt sie Gelegenheit, daß der Duft dieser Jupiterwolken durch ihre Spalten und Fugen dringt und auch um die Damen eine bläuliche Atmosphäre verbreitet. Welche Zuflucht bleibt uns armen Sterblichen, die wir nicht Tabak rauchen, auch nicht stricken und Kaffee trinken, bei einem Regentag in Tepliz?

Das Theater.

Aus einer Durchfahrt, die zum fürstlichen Schlosse führt, geht eine ziemlich breite aber sehr dunkle Treppe in Thaliens Tempel, den ich mit nicht großen Erwartungen betrat! Vor uns stürzte ein Herr hinein, denn wenn man einige Schritte in den Saal gethan hat, kommt plötzlich noch eine Stufe, welche man bei dem dort herrschenden Halbdunkel gewöhnlich nicht sieht, und über welche unser armer Vorgänger sein Entrée auf allen Vieren machte. Eine von der Decke herabhängende Lampe erhellt mit den wenigen Prosce-niumslampen spärlich den grau in grau gemalten Saal, wo eine im Halbkreis erbaute Tribune die Galerie bildet. Unter dieser Tribune giebt es zwei oder drei Logen (ich konnte es in der

dort herrschenden Dunkelheit nicht unterscheiden), die den Käfigen wilder Thiere nicht ganz unähnlich, und rechts und links zwei ganz freistehende Balkonlogen, deren eine für die fürstliche Familie, die andere für Fremde, die sich zu isoliren oder sich zu zeigen wünschen, bestimmt ist. Man gab „die Tochter der Wildniß“, eine Parodie von Galm's „Sohn der Wildniß“. Der recht hübsche rothe mit Gold verzierte Vorhang rauschte auf; auf einem engen Raume, wo sich kaum vier Menschen bewegen konnten, standen sieben bis acht Männer in schottischen Röcken und bunten Gingham Pantalons, sie begannen zu singen und zu tanzen, das heißt, sie drehten sich aus Mangel an Raum um sich selbst herum. Der Held des Stücks, ein Schneidersohn, trat auf und erzählte, wie sein Herr Vater in die Fraueninsel 'nein kessprungen sei, wo die wilden Männerseindinnen wohnten, wie er, der Sohn, weil die Madel hübsch wären, auch 'neinspringen wolle u. s. w. Nun erfolgte eine rührende Abschiedsscene. Die Scene wechselte, wir sahen die Fraueninsel mit ihren in grüne Blätter gekleideten Bewohnerinnen, der Schneiderjüngling erscheint, und die Königin der Männerseindinnen verliebt sich natürlich sogleich in den bunten Elegant, und folgt ihm nach Massalia, oder vielmehr schreitet ihm mit einer Stalllaterne in der Hand voran. Die Gespiellinnen, die Herrin vermissend, ziehen nach, um sie, wenn nöthig, mit Gewalt zu befreien, gerathen aber vor einen großen Spiegel, der in Massalia in der äußeren Wand eines Pavillons angebracht ist, in pflichtschuldiges Erstaunen, welches sie durch verschiedene sehr plastische Stellungen und graziose Tänze ausdrücken. Der Spiegel bestand aus einer großen weißen Gaze, die in einen gemalten Rahmen gespannt war; hinter der Gaze erschienen stets dieselbe Anzahl ganz gleich gekleideter Mädchen, als vor derselben figurirten, und zwar so pünktlich und mit solcher Genauigkeit wurden dieselben Bewegungen gemacht, daß man einige Augenblicke getäuscht wurde, aber, o Jammer! einmal versahen es die vorderen Tänzerinnen, im Spiegel sah man zwei Gestalten, während vor demselben nur eine tanzte; schnell und mit sichtbarer Angst sprang die zweite Tänzerin hinzu, und mitleidig rügte das Publikum den begange-

nen Fehler nicht. — Vor mir saß Herr von D. mit Rosalien und Fräulein von Werden. Letztere hatte ihre schwarzen Locken in breite Zöpfe geflochten, die wie ein Rahmen das Gesicht umschlossen; eine noch breitere Flechte bildete ein Rad um den Kopf, in dessen Mitte eine rosa Schleife gesteckt war, deren lange Bänder über den Rücken herunterfielen; den Körper umwallte ein weißes Linonkleid und in der Hand hielt sie einen Blumenstrauß; sie schien im Zenith des Glücks zu sein, denn Herr von D. beschäftigte sich ausschließlich mit ihr. Bleich, im schwarzen Kleide, ihrer gewöhnlichen Tracht, saß Rosalie an der anderen Seite ihres Gatten, und in ihrem Gesicht sprach sich ein so tiefer Kummer aus, daß mehr wie ein Auge mit dem Ausdrucke des Mitleids auf ihr ruhte. Als gegen den Schluß des Stücks die Töchter der Wildniß, die sich schnell civilisirt und sich entschlossen hatten, in Massalia zu bleiben, in schwarzen Kleidern und weißen Röcken ein Ballet tanzten, welches darin bestand, daß sie sich umfaßten und wie rasend im Kreise herum drehten, hielt Fräulein Heli ihr Bouquet züchtig vor die Augen, das emancipirte Fräulein spielte die schüchterne Verschämtheit und beugte ihren Kopf tief zur Erde, um solche Gräuelpfeiler nicht zu sehen.

„Meine Kur ist vollendet,“ sagte mir Rosalie, als ich am Schlusse des Stücks mich ihr näherte. „Ich wünschte abzureisen, allein D. will noch bleiben, weil noch mehrere Parthieen gemacht werden sollen. Die Werden hat manches noch nicht gesehen, es soll nach Offegg, nach der Wilhelmshöhe gefahren werden, auch den Millesehauer will man besteigen. — Ich werde diese Parthieen mitmachen,“ setzte sie nach einem kurzen Schweigen hinzu.

„Aber Du wirst Deiner Gesundheit schaden, Deine Kur verderben.“

Sie drückte krampfhaft meine Hand.

„Es fängt an zu tagen vor meinen Augen,“ sagte sie, „und ich will helles Sonnenlicht.“

„Aber das zu grelle Licht thut den Augen weh!“

„Besser ein augenblicklicher Schmerz, dessen Umfang man kennt, als ein gefürchteter, dessen

Größe man nicht ermessen kann. Eins nur wünschte ich, daß Du mit von der Parthie wärest."

Ich versprach es und wir trennten uns.

(Schluß folgt.)

Dramatische Kunst.

Die Kunst entfloh, von Menschen hart verkannt,
Zur Heimath hin — zurück in's Vaterland;
Und klagte dort am Thron der alten Götter:
„Sie sei das Ziel der Mode und der Spötter!“ —
Der Musenchor mit Trauer nimmt's gewahr,
Die Erd' vergift, was einst die Kunst ihr war.
„Was jauchzt das Volk? warum so tief gerührt?
Woher der Rausch, der Alles exaltirt?
Ein hoher Geist muß reiche Himmelsgaben
Der Lieb' und Freud' ihm heut' gespendet haben!“
So sprach Apoll, der heil'ge Dichtergott!
Die Kunst jedoch erwiederte mit Spott:
„Ach! leider nein! es ist ein Sängerpaa,
Dem jenes reicht die würd'gen Opfer dar;
Der Sänger dort, er wird Ruin genannt —
Ist für Tenor, als höchster weltbekannt.
Die Sängerin und Künstlerin von Fach,
Die Gracie ist's, doch nur dem Namen nach.
Es hält Ruin mit Gracie Compagnie,
Sie stehn sich gleich, an Ruhm und an Genie;
Denn Gracie sucht die Töne in den Tiefen,
Die beim Ruin sich in die Höh' verliehen.
In Technik ist die Fertigkeit bewährt,
Auch hat die Kunst als fertig sie erklärt;
Sie singen Beid' recht brav das forte-piano,
Bald Sie im Bass, bald Er in dem Soprano.
Es fehlt nur noch — die Wahrheit der Natur,
Die man vermißt sogar in bleichster Spur!
Das Singen hat Ruin nicht angegriffen,
Obwohl er schon seit Jahren so gepiffen.
Doch bald mißfiel der Piff dem Süd und West,
Den Norden drum macht glücklich sein beau reste.
Es singt nun jetzt der Matador der Bühne —
Das Volk bewirft — mit Kränzen die Ruine. —
Ha! welche Lust ein Italiener sein,
Ied' and'rer Sang, wie klingt er doch gemein!
Ist das nicht Kunst? wer singt wohl solche Lieder?
Und Fora tönt's nun unermüdtlich wieder!
Indeß das Volk will außer sich gerathen,
Berechnet süß — der Künstler die Ducaten!“

Es rief Apoll: „Fürwahr! 's ist unerhört!
Was hat sie denn zur Raserei bethört?
Es gab Natur ihm karg nur ihre Gaben,
Es ist sein Geist nicht edel, wahr, erhaben —
Dem Körper fehlt der Reiz, der Schönheit — Jugend —
Wo steckt denn heut', beim Zeus! der Künstler Jugend?
Sag' an, o Kunst! weshalb gebehrtet sich
Um ihn der Mensch so sad' und jämmerlich?“ —
Und näher rückt heran der Musenkreis,
Begierig drob, was sie zu sagen weiß!
„Das rathen selbst die Götter nicht, ich wette.
So höret denn: er wispert im Falschete,
Auch trillert er mit großer Leichtigkeit —
Da habt Ihr nun die ganze Herrlichkeit!
Doch nicht genug — fast über alle Nasen
Der Lärm nun tobt, man hört ihn auf den Straßen.
Die Gracie erscheint: die mit bescheid'nem Schritt
Vor's Publikum und vor die Lampen tritt. —
Und Bravo tönt's — die Gracie sich verneiget —
Bravissimo! der Grad der Beugung steigt —
Nun schreitet rasch sie ganz hervor — und sinkt:
Das heißt: sie sinkt erst in die Knie — und singt:
Das heißt: sie macht als ob sie singen will,
Und läßt sich halb herab — verlegen — still —
Bravissimo und Fora regnet's wieder —
Da fällt die Kunst — in Demuth völlig nieder! —
Bevor es still — viel Zeit darob verrinnt;
Da klopft der Stock — die Künstlerin beginnt!
Die Gracie ist — nicht hübsch und auch nicht alt,
Ihr Neuferees — es läßt so ziemlich kalt — —
Die Stimm' ist schön — doch schöner scheint der Ruf,
Den ihr die Kunst der weisen Lehrer schuf.
Die Fertigkeit ist — wie gesagt — enorm,
Sie dankt Ruin die Künstelei der Form;
Und Bravo schallt's, und Bravo fort und fort;
Es hört nunmehr kein Mensch sein eigen Wort.
Ruin erscheint — und singt mit Gracie weiter,
Und Ton an Ton sich reiht zur Sturmesleiter;
Ihr Götter — nein! das läßt sich nicht beschreiben —
Der Töne Sprung — ihr rastlos Thun und Treiben —
Es steigt bergauf — es steigt bergab — die Kehle,
Man ist gerührt — — doch leider keine Seele!
Die Nührung bleibt — im Kopf, in Händ' und Füßen,
Das Herz allein — will leider nichts begrüßen.
Indeß versucht die eitle Künstelei,
Ob nicht auch dies dem Schein ergeben sei,
Und schleicht, getäuscht — von eig'nen Nebeldünsten —
Um's warme Herz — mit ihren kalten Künsten,
Erfinnet rasch ein rührendes Tableau,
Zur Steigerung des Lärmens Ach und Oh!
Als nämlich laut und lauter ward das Loben,
Wohl hundertmal der Vorhang ward gehoben;
Weil hundertmal der Unfug Bravo schrie,
Und hundertmal — erschienen Er und Sie:
Da sank die Kunst — das heißt, die Gracie — wieder,
Und diesmal gar — vor dem Ruine nieder!

Und öffentlich — gerührt mit Demuthsinn,
 Sie setzt die Kron' ihm auf den Scheitel hin.
 Es war der Dank für seine weisen Lehren,
 Die solche Kunst und so viel — Geld bescheeren,
 Er lehrte sie, die Kunst verstehn — die schöne,
 Die Harmonie — und zwar — der gold'nen Töne!
 Denn Künstelei ist Heuchelei im Leben,
 Wie unrein dort, so unrein hier ihr Streben.
 Die heil'ge Kunst, die schöne, wahre, gute,
 Vom Himmel kommt und wohnt im Menschenblute.
 Doch schmutz'ger Geiz, gemeiner Krämersinn,
 Kam nie von Gott — geht nie zum Menschen hin!
 Der Masse nur das Blendwerk oft gefällt,
 Weil sie so leicht den Schein für Wahrheit hält.
 Man tobt und rast, man ruft und schreit sogar:
 „O Kunstgenuß! o kostbar theures Paar!“
 Man klatscht und ruft, bis von der Stirne heiß
 In Tropfen rinnt — der wohl erworbn'ne Schweiß;
 Es haben dies die zarten Damen gern,
 Desgleichen auch die dämlich süßen Herrn,
 Deliria dort unten im Parterre,
 In Logen gar — ein winselndes Geplärre,
 Man seufzet Ach! bald stöhnt man leise Oh! —
 „Quelle voix! n'est ce pas? — charmant — bra-
 vissimo!
 Demain — ils chantent — von „ini“ — „etti“ —
 wieder.“
 Man nuschelt schon im Geist die Zuckerlieder! —
 Der Vorhang fällt — die Täuschung sinkt — „wie
 schade!“
 „Die Wirklichkeit“ — ruft dort ein Geck — „wie
 fade;
 Wohin nun jekt? nach Haus? — erst Mitternacht —
 Das Leben doch, bei Gott! viel Sorgen macht!
 Ihr Freunde sagt: wie diese Langeweile
 Gebildeten recht rasch vorüberziele!
 Non, messieurs! die Nerven restauriert!
 Das matte Herz zu morgen animiert!
 Die Künstler hoch! Champagner zum Gesang!
 Nicht wahr? man lebt nur einmal und nicht lang.
 Ou dit: die Kunst, die schöne — reizt die Sinne
 Zu höh'rem Zweck, zu geistigem Gewinne —
 Wie darf sie uns zu bitben sich vermessen,
 Wir haben längst die Schulen schon vergessen.
 Moral und Kunst! was kam dem Schiller an?
 Mais quelle idée? 's war nur ein Dichterwahn.
 Das fehlte noch — wozu die ew'gen Lehren,
 Von Künsten wir Vergnügen nur begehren —
 Wir fragen Euch, Ihr Künstler im Verein,
 Kann man nicht froh auch ohne Lehren sein?“ —
 Ob solchen Geist sprach laut der Götter Groll:
 „Die schändliche Schmach der Mensch einst büßen soll!
 So arg die Kunst zu niederm Zweck verleiten,
 Wer hätt's geglaubt zu unsern Dichterzeiten?“ —
 Und wieder nahm die Kunst darauf das Wort,
 Und fuhr also in dem Berichte fort:

„Der Künstler reicht dem Taggeschmack die Hand,
 Und ahnet nicht der Künste himmlisch Band.
 Verlor die Kunst der höh'ren Weihe Huld,
 Da waren stets die Künstler daran schuld.
 Sie ligeln hier — das Ohr in üpp'gen Tönen,
 Sie blenden dort — das Aug' im Tanz der Schönen;
 Der leere Reiz, in Ton Geberd' und Wort,
 Er pflanzt sich leer in's leere Leben fort!“ —
 „Ja, ja! so ist's!“ entgegnete Apoll.
 „Der Mensch ist oft gar wunderbarlich und toll!
 Wie kommt es nur, daß Niemand Wahrheit sagt,
 Den faden Geist recht derb zu geißeln wagt?“ —
 „'S ist oft geschehn!“ erwiederte die Kunst,
 „Doch wirkungslos das Wort verweht wie Dunst.
 Ein Jünger rief noch jüngst in unsern Hallen,
 Wie könne doch der Unsinn so gefallen?
 Was grell verblüfft, durch Neuheit Reiz verbucht,
 Ob wahr, ob falsch — das wird herausgepußt!
 Wie Flöten süß — die Kraftposaunen stöhnen,
 Die Viola kragt — in tiefen Cellotönen,
 Das Piano will — durchaus Orchester sein —
 Und kurz und gut — es büßt sein Wesen ein!
 'S ist neu — pikant — ob schön zugleich und wahr —
 Was fragt danach die eitle Künstlerschaar!
 Wer hört den Sang der Vögel nah und fern,
 Ihr Zwitschern selbst — wer hört's nicht oft und gern?
 Doch Menschen ziemt ein menschlich Wort und Sang,
 Nicht fremder Ton in Schwierigkeit und Klang!
 Was Freude soll und Nührung, Bildung nähren,
 Das kann das Herz im Herzen nur gebären!
 Geht hin und lernt im Tempel der Natur:
 Es folgt die Kunst der keuschen Wahrheit nur! —
 Darob erhob die Masse sich in Schaaren,
 Der Löwen Ruhm mit Eifer zu bewahren!
 Ihr Freunde hört des Kritikers Geschrei:
 Die heut'ge Kunst sei nichts als Künstelei.
 Er wagt es gar, die Künstler wegzustreichen,
 Und greift sie an mit fränkenden Vergleichen.
 Dies mezza voc' und dies sensible Zittern —
 Und die Mimik in Leidenschaftsgewittern —
 Dies Piano! ach! dies meisterhafte Forte —
 Wie göttlich dies — beschreiben keine Worte.
 Und diese Kunst in Wort, Geberd' und Ton,
 Belacht nun frech des Kritikers Spott und Hohn?
 A has! mit ihm! und steinigt den Barbaren!
 So schrien wild Ruinens Künstlerschaaren.“ —
 Der Götterchor verstummt ob dieser Sage,
 Sie träumten süß von ihrer Wiege Tage!
 Und bittend jekt um Schutz der Götterhand,
 Die Kunst also sich an die Musen wand:
 „Ihr seht wohl ein mein unverdientes Loos,
 Mich stieß der Mensch aus meiner Mutter Schoos.
 So weit gedieh auf Erden unsre Kunst,
 Daß sie vergeht in eiteln, leeren Dunst!
 Ihr Götter helft, o helft Ihr Musen Alle!
 Bewahrt die Erd' vor ihrem tiefern Falle!“

O gebt Gefühl dem wahren Schönheitsfinn!
 Ach! sendet bald den Schiller, Mozart hin!" —
 Und Alles schweigt — der Blick nach Oben schaut —
 Apollo's Wort ein Jeder fest vertraut! —
 Und sieh'! Er tritt zur Schwester hin, der Bangen,
 Und küßt den Schmerz von ihren bleichen Wangen:
 „Natur ist wahr und ewig jung und schön!
 Ihr Seelenbild, die Kunst, soll untergehn?!
 Der Welt zur Freud', zum Trost bist Du geboren,
 Und giebst an Dich den Glauben selbst verloren?
 Es ändert sich die Form in Ton und Wort,
 Der ew'ge Geist lebt ruhig fort und fort.
 Geh' hin, o Kunst, verlasse nicht die Lieben,
 Die Dir im Kampf des Schönen treu geblieben.
 Auch diese Zeit wird ihren Geist entbinden,
 Und in der Kunst die Wahrheit wiederfinden.

F. A. Gebhard.

Correspondenz - Nachrichten.

Aus Bremen im November.

Unser Theater geht abermals einer bedeutenden Krisis entgegen. Ob es aus derselben mit munterm Leben erwachen, oder mit gebrechlichem Stabe, wie ein abgelebter Greis, weiter humpeln wird, steht zu erwarten. Vor ein Paar Jahren hab' ich Ihnen mehrmals über das Theaterleben in dem seligen Schauspielhause berichtet. Es ist Nichts gegen dasjenige in dem neuen. Lächerlich ist hier, was ernst, und ernst, was zu belachen sein sollte. Erstlich ist das Haus in der innern Einrichtung, wie nach der äußern Anlage, durchaus zweckverfehlend gebaut und kostspielig. Das beweisen die immer neuen Anschläge, Modelle und die laut werdenden Wünsche nach Verbesserung der Sitzplätze, des Parterres, der Galerie zc. Dann bringt es nicht ein, was man darin und dafür ausgiebt. Der Verein baute mit etwa 100,000 Thalern, ich mag wohl sagen, ohne gehörige Ueberlegung und mit wenig Umsicht ein Haus, das seinen Zweck nicht durchweg erreicht, während man mit ungefähr dem zehnten Theile des Geldes einem alten, welches in allen Theilen vernünftig eingerichtet war, hätte aufhelfen können, um darin auch in finanzieller Hinsicht Bestand zu nehmen. Aber dies wurde der Erde gleich und nach Vollendung des neuen, dem bekannten Dperntextübersetzer Hrn. R. A. Ritter mit „in

meinem Schloßchen ist es fein, Komm, lieber Ritter, kehre ein!“ die Proposition gemacht, die technische Leitung der Bühne zu übernehmen, welche er beinahe drei Jahre unter Aufsicht von 7 (sieben!) Herren aus dem Theater-Neubau-Verein, welche den Vorstand bilden, führt. „Und es begab sich nach Verlauf zweier Jahre, und Pharao (das bin ich) träumte einen Traum, als wenn er an dem Stadtgraben stünde (allwo das Theater ist), und aus dem Graben kamen sieben Directoren kuckend den Tempelberg herauf, schön von Ansehen und fett am Fleische, und sie weideten auf der Bühne. Und es war so, als wenn nach ihnen sieben andere Directoren heraufkämen aus dem Graben, kurios von Ansehen und mager am Fleische, und stellten sich neben jene sieben Directoren auf der Promenade des Grabens, und die magern und abgekehrten Directoren verschlangen die ersten sieben fetten. Sie kamen in ihren Leib, es wurde aber nicht gemerkt, daß sie in ihren Leib kamen, denn es blieb Alles schlecht und abgekehrt wie vorhin, und ich erwachte!“ „Ich sah ferner in meinem Traum sieben volle und gute Häuser durch die Neugierde auf ein neues Haus und auf bessere Plätze entstehen. Nach ihnen aber kamen sieben leere, öde und von Leuten ausgelegte Häuser hervor. Diese leeren Häuser verschlangen die vollen, und ich erwachte!“ Und ich fragte die Bilderschriftkundigen und Traumdeuter, und sie sagten mir: „Die sieben leeren Häuser bedeuten große Hungersnoth in dem Bremer Theater, denn es werden vielleicht eben so viele Jahre kommen, wo man in diesem Reviere vergessen wird, daß jemals Leute da gewesen, oder daß jemals der Waizen geblüht. Darum ersehe sich Pharao einen verständigen und weisen Mann aus und setze ihn über das Haus, damit er Borrath sammle für die künftigen Jahre des Hungers und Getreide aufschütte auf den Boden der Kunst.“ Sie verstehen dieses allegorische Bibelbild wohl. Ja, ja, das Bremer Theater fängt wieder an zu egoisiren, wie ich es früher auch prophezeit; ich gleiche der Kassandra, man glaubt meinen unglücklichen Prophezeihungen nicht eher, bis sie eingetroffen sind. Haben Sie schon einen Artikel gelesen: „Was soll in der nächsten Zeit aus den Theaterverhältnissen in Bremen werden?“ Endlich gesteht man darin, freilich etwas verblümt, ein, daß man gern das Gewehr in den Graben werfe, ginge dabei nur nicht „nach so viel Leiden und Anfechtungen“ der Trost: „Haben wir's denn nicht gut gemacht, so haben wir's doch zu Ende gebracht!“ verloren. Es wird von übermäßiger Belastung des Instituts viel gesprochen. Aber wer baut, weiß doch wohl um's Himmels willen vorher, wie hoch und was er baut! Aber erst war's ein „Suche!“ und nun wird's ein „O weh!“ Die Actionäre, die ganz nett herbeigelocten und hinter das Licht, jetzt aber in dasselbe, geführten Actionäre, sollen sämmtlich die Baluta ihrer Actien schwinden lassen und die zweiten handfestarischen Gläubiger ihre Forderungen decortiren, dann der Un-

ternehmungsverein sein ganzes Inventar an Decorationen, Garderobe, Bibliothek u. s. w. als Schenkung hergeben und der Staat das Haus für die noch übrige Schuldsomme ad 25,000 Thlr. verkaufen, um es neben allen genannten Beneficien der quest. Direction zur freien Benutzung zu geben. „Nur nach Herbeiführung solcher Erleichterung“, heißt es, „wird es möglich, unserm Bühnenwesen eine sichere Basis zu verschaffen, die nach Hinwegnahme der berührten Uebelstände es gewiß in Aussicht stellt, auf's Neue einen Verein aus der Zahl unserer Mitbürger zusammentreten zu sehen, welcher die Leitung des Instituts wieder übernimmt.“ Das glaub' ich! Der Hr. Verfasser des „Was soll aus u. s. w.“-Artikels ist nicht von gestern. Vor ihm haben das die directionskundigsten, talentvollsten, rechtlichsten Männer als Directoren des alten Theaters schon oft beansprucht — ihnen ist keine Gratification geworden, und sie mußten nach Aufgeben von Geld und Gut und mitunter auch nach Verlust ihres ehrlichen Namens von dannen ziehen. Darüber läßt sich viel sagen.

Die Kunstdirection, sub spe rati die Selbdirection, nahm sich in der jüngsten Zeit bezüglich ihrer Engagements nicht besonders aus. Talentvolle Mitglieder wurden gleichgültig entlassen, und deren Fach doppelt auf solche Art besetzt, die glauben läßt: die Quantität solle für die Qualität Platz nehmen.

Der Freimarkt, diesmal äußerst lebhaft abgehalten, brachte auch der Theaterkasse ihren Rebus. Schade, daß die geschickte Hand eines unbeschiedenen Gauners einen Theil ad 447 Thlr. davon escamotiren ließ. Der Schade ist nachdem von dem Kassirer, und diesem wieder vom Publikum durch ein Benefiz mit 361 Thlr. ersetzt. Die 447 Thlr. hat eine Oberonsvorstellung mit neuen Decorationen, und die 361 Thlr. „Figaro's Hochzeit“ eingebracht. Das gute Publikum! Nun rede noch Einer von kleinen Einnahmen:

Was „Oberon“ hat verschwinden gemacht,
Hat „Figaro“ wieder eingebracht.

Madame Hofmann, Primadonna, Stern unserer Oper, unser Ruhm und unsere Freude, ist eine Sängerin, die mit viel künstlicher Kehlfertigkeit die Mängel einer auf retrogradem Wege befindlichen Stimme vortheilhaft zu cachiren versteht. Ihre Leistungen in den leidenschaftlichen Schreieffecten tragen alle einen grandiosen Styl, dabei zeigt sie eine Gewandtheit, ihre

Bruststimme mit der voce di testa in den Rouladen zu verbinden, die Anerkennung verdient; die Uebung ihrer Triller und Läufer und deren Anbringen geschmackvoll. In ruhiger Gesangmanier und in Mozart'schen Particen als Pamina, Constanza u. a. m. kann sie dagegen nicht ansprechen; auch ist dort ihr Spiel nichts weniger als gut. Auf andere Mitglieder komme ich später zurück.

Hr. Döring aus Berlin gastirte in fünf Paraderollen: Schewa, Frosch, Mephisto, Tartüffe und Rindlein, unter durchaus getheiltem Beifall. Der Mann spielt zu viel auf das Publikum; seine Rollen, deren nur eben gute Durchführung darum gefallen muß, weil sich theilweise ihre Tendenz in der jetzt so beliebten Zeitungssprache (??) in den Beziehungen auf Religion und anderen, den Augenblick vielbewegten Themen bewegt. Mir konnte er nur als ganz gewöhnlich guter Schauspieler gefallen; er spielte bei aufgehobenem Abonnement für die Gratification von 100 Thln. per Abend. Die Lind hat wider Vermuthen nicht gesungen, und ist dadurch die vielberregte und tiefgefallene Actienvaluta noch tiefer gesunken. Auf Null stand sie schon lange. Im Grunde grämt man sich darüber in der jetzigen geldknappen Zeit wenig, freut sich aber, daß in der Hoffnung ihres hiesigen Gastspiels das Parterre mit dem Foyer erweitert wurde, welchen Platz man Lindstall nennt.

Der noch gar nicht fortwollende Bau der Bremer-Hannover Eisenbahn nimmt die Kassen sehr in Anspruch. Versprochen, nein gesprochen wurde anfänglich, durch Actienunwesen nicht die Zeiten schlechter zu machen. Jetzt sind an der Actien Stelle unkündbare Staats- oder Stadtschuldscheine zu 3½ und 4 Procent Zinsen ausgegeben, welche schon ihren Einfluß auf die Geldcirculation geltend machen. Auf gute Effecten stieg in der Handelswelt der Discout bereits zu einer enormen Höhe, und machten Schoß und Monatsabgaben den Leuten auch in der Haushaltung das Geld knapp. „Dat deit de Eisenbahn!“ hört man den gemeinen Mann sagen, der gar nicht begreifen kann, woher uns noch die ferneren beinahe zwei Millionen Thaler kommen wollen. Uebrigens rüste man sich durch richtige Ankäufe gegen spätere Vorwürfe, und lasse hierbei nicht durch unzeitige Sparsamkeit, durch kleine Ecken u. s. w. die Großartigkeit des begonnenen Werks wieder zu einer Lächerlichkeit werden.

△.

Literatur und Kunst.

Dramaturgie.

Seydelmann's Leben und Wirken, dargestellt von D. H. Th. Röttscher. Berlin, Duncker. 1845.

Schon der Name des Verf. bürgt dafür, daß in dem vorliegenden Werke dem Publikum ein sehr interessantes nicht nur in Bezug auf flüchtige Unterhaltung, sondern in Bezug auf Belehrung über einen Theil der Kunst geboten werde, welcher sich der vielseitigsten äußeren Theilnahme zu erfreuen hat, ohne daß doch mit der Steigerung dieser Theilnahme auch gleichmäßig das Verlangen nach tieferer Kenntniß dieses Kunstzweiges sich gehoben hätte. Das Theater theilt mit der Musik das unselige Verhängniß, daß über dasselbe Jeder ab sprechen zu können und mit seinem Eintrittsbillet zur öffentlichen Production auch Geschmack, Einsicht und Urtheil mit erkauft zu haben wähnt. Und nur Wenige sind es, bedauerlicher Weise selbst unter den jedenfalls zunächst betheiligten Künstlern (oder wir wollen lieber sagen: unter den diese Kunst Ausübenden), denen ein Streben inne wohnt nach tieferer, gründlicherer Erkenntniß der Principien ihrer Kunst — ja selbst die hohe Wichtigkeit derselben für Bildung des Geschmacks nicht nur, sondern auch für Förderung der Sittlichkeit und der Verhältnisse des socialen und politischen Lebens wird von ihnen um so schroffer verkannt, je mehr sie sich gewöhnt haben, die Schaubühne und ihr Wirken nur als zur flachen oder, je nachdem es kommt, geistreichen Unterhaltung ohne weitere tiefere Nachwirkung bestimmt, zu betrachten. Wie viele unter unseren bedeutenderen Künstlern selbst werden es sein, die die geistreichen, gediegenen dramaturgischen Werke unseres Verf. nicht nur etwa zur Schau stehen, nicht nur flüchtig gelesen, sondern ernstlich studirt und sich zu eigen gemacht haben? — Freilich erfordert das Letztere eine tiefere wissenschaftliche Bildung, als die große Mehrzahl unserer dramatischen Künstler jetzt besitzen mag, und wir hätten schon um dieser Rücksicht willen lebhaft gewünscht, der Verf. hätte einer populäreren, minder das Gewand einer philosophischen Schule tragenden Darstellung sich befleißigt. Der Nutzen seiner Arbeiten wäre, wie die Sachen nun einmal stehen, unzweifelhaft ein bei Weitem größerer geworden. Aber eben wenn wir von diesem Grundsatz ausgehen, müssen wir seine neueste eben vorliegende Arbeit auf diesem Gebiete um so mehr willkommen heißen, denn: Exem-

pla docent! Und das Interesse, das schon an und für sich die Biographie einer so bedeutenden Persönlichkeit erregt, wie sie in Seydelmann, vom Standpunkte des Menschen wie des Künstlers betrachtet, sich manifestirt — schon dieses Interesse wird auch den hier entwickelten theoretischen und praktischen, kunstphilosophischen Ansichten leichter Eingang verschaffen. Unbestritten war Seydelmann der bedeutendste dramatische Künstler, den die Jetztzeit aufzuweisen gehabt, und selbst da, wo seine Individualität, wo geistige und körperliche, äußere und innere Verhältnisse, deren Einwirkung auf den Bildungsgang und die Entwicklung Niemand sich zu entziehen vermag, ihn in seinen künstlerischen Productionen hier und da als nicht durchaus vollendet erscheinen lassen — selbst da, wo ein Widerspruch gegen seine künstlerische Auffassungs- und Darstellungsweise möglich und von anderen Standpunkten aus wohl begründet erscheint: wird doch stets seine auf klar erkannten Kunstprincipien basirte, stets bis in die feinsten Nuancen durchdachte, von einer reichbegabten Persönlichkeit unterstützte und durch strenges, umfassendes Studium getragene Anschauung die höchste Beachtung verdienen, wird reichen Stoff zum Nachdenken, zu Vergleichen bieten und in jeder Beziehung als höchst fruchtbar für die eigene Fortbildung sich erweisen. Daß dieser größte dramatische Künstler der Gegenwart, der seiner Kunst viel zu früh entrisen ward (er erreichte nicht das fünfzigste Lebensjahr — geb. zu Glag am 24. Apr. 1793, gest. zu Berlin am 17. März 1843), aber auch als Mensch die höchste Achtung und Anerkennung verdient — daß nur ein Mißkennen seines Willens und Strebens, ein allerdings leicht möglicher, aber dennoch falscher Schluß von seiner geraden, ungeschminkten äußern Weise auf sein innerstes Sein, auf seinen freilich oft, wo es die Kunst, seines Lebens Ziel und Zweck, und deren Herabwürdigung namentlich durch feile Handwerker galt, harten und schneidenden Urtheilen auf seine milde Gesinnung, seinen stets kindlichen und — leider nicht häufig bei einem Schauspieler — gottergebenen Sinn — daß nur solch' ein Trugschluß ihn als herrschsüchtig, unzufrieden, gehässig selbst hat sehr Vielen erscheinen lassen: das Alles erweist der Verf. in dem ersten Abschnitte des vorliegenden Buches, das natürlich als Grundstein des Ganzen, die Biographie des Künstlers, größtentheils in einer glücklich ausgewählten Reihenfolge von Briefen des Geschilderten enthält, und sonach den frischen, anregenden Charakter einer Autobiographie trägt, die aber nicht bloß nackte Facta bietet, sondern gelegentlich eine reiche Fülle interessanter

psychologischer und dramaturgischer Bemerkungen giebt, welche sie doppelt interessant machen. Eine große, edle Persönlichkeit — ein Mann der That, gern bereit, Alles, selbst sein Leben der Realisirung einer höchsten, als schön und wahr erkannten Idee zu opfern (eine Seltenheit in unserm engherzigen, selbstsüchtigen Jahrhundert) wird uns hier in höchst anziehender Weise, mit geistreicher Auffassung, in edler Diction, mit einem Worte: würdig, und darum treu und wahr geschildert. Auch die oben angeedeuteten Schwächen verhehlt der Biograph nicht. Aber er weist nach, wie sie aus edlem, reinem Quell entsprangen, und vielleicht nur in der hier und da etwas schroffen Weise ihrer Manifestation, niemals in ihrem Ursprunge als beklagenswerth anzusehen waren. Und wem es so heiliger Ernst war um seine Kunst, wie einst Seydelmann — wem die Erhabenheit seiner Aufgabe, die sittliche Würde seiner Stellung so lebendig zum Bewußtsein gekommen war, wie ihm: dem wahrlich ist ein heiliger, verzehrender Eifer, ein edler Born über all' die jämmerlichen Erbärmlichkeiten nicht zu verargen, die ja gerade in dieser Laufbahn auf Schritt und Tritt begegnen. Aber freilich, die unverhüllte Wahrheit mögen alle jene Eiteln nicht hören, nicht schauen, ohne zu erwägen, daß gerade dieser Abscheu vor der Wahrheit das sicherste Kennzeichen ihres egoistischen Hochmuths, ihrer künstlerischen Nichtigkeit ist! —

Schildert uns so die erste Abtheilung Seydelmann als *Menschen*, so zeigt uns die zweite: „Seydelmann als *Künstler*“, in einer höchst interessanten dramaturgischen Abhandlung, mittelst welcher der Verf. sich wiederum als Mann von Fach auf das Unzweideutigste bewährt, und die nicht nur für den Dramaturgen oder den Schauspieler lesenswerth ist, in sofern sie näher über Seydelmann's Charaktermaske und Darstellung in der mehr oder minder ausführlichen Darlegung seiner Hauptrollen (z. B. Ossip, Mohr in Fiesco, Cromwell, Alba, Nathan, Dominique, Shylok, Antonio in Tasso, Mephistopheles u. s. w.) sich verbreitet: sondern für jeden ernsteren Freund der Schauspielkunst des Interessanten ungemein viel bietet, indem sie, von dem Zusammenhange des Künstlers mit dem Geiste seiner Zeit und seines Volkes ausgehend, eine kurze, doch gelungene Charakteristik der Heroen der deutschen Bühnenkunst (Fleck, Ekhoff, Schröder, Iffland, Ludw. Devrient und der weimarischen Schule) giebt, und die in Seydelmann erscheinende Reaction gegen den bisherigen Standpunkt sowohl in der Berechtigung der Reaction an sich, als in der Berechtigung Seydelmann's zu dieser Reaction nachweist, welche der Künstler bis zum vollständig durchgeführten Wendepunkte durchführt. — Es ist hier unmöglich, auf das Einzelne tiefer einzugehen, aber wir dürfen dem Leser volle Befriedigung verheißen; namentlich machen wir auf die Entwicklung des Charakters des Mephistopheles aufmerksam, der vielfach von der Kritik angegriffen und doch jedenfalls in der Auffas-

sung ganz dem Charakter getreu gedacht, und in der späteren, allerdings etwas äußerlich gemilderten Form der Darstellung die vollendetste Ausführung dieser Rolle ist, die wir je gesehen. Als Anhang zu dieser dramaturgischen Abhandlung möchten wir die Abschnitte betrachten, welche hauptsächlich in Briefauszügen, Seydelmann's Gedanken über die Kunst und seinen sittlichen Ernst in derselben uns darstellen, während uns der Künstler in dem letzten Abschnitte als feiner und sicherer Kritiker vorgeführt wird. Namentlich machen wir da auf die Urtheile über Esclair und Pauli, über die Pasta und Fanny Elster, über Ernst und Paganini, so wie auf seine Gedankenentwicklung über einzelne Rollen, z. B. die Gräfin Orsina, den Koller in den Räubern, den Geist im Hamlet, namentlich aber über Iago in Shakespeare's Othello, zu dessen erschütterter Darstellung der treffliche Künstler nicht mehr gelangte, aufmerksam. — Einzelne Urtheile, Schilderungen u. s. w. anderer Art, wie die aus den Jahren 1839 bis 1842 mitgetheilten Briefe, zeugen von Geist, scharfer Beobachtungsgabe, richtigem Urtheil und unverkennbarer schriftstellerischer Begabung. Alles hier Gebotene ist mit inniger Liebe, mit sorgfamer und doch discreter Benützung des gebotenen Materials, mit wahrer Verehrung für den Genius geschrieben, dessen Andenken jene Bogen geweiht sind. Der Künstler schrieb nicht lange vor seinem Tode (1842) an den Verf. des vorliegenden Werkes: „Sterbe ich, so reden Sie ein Wort mit im Todtenberichte über Ihren S.“ Der Verf. hat den Wunsch erfüllt — erfüllt, wie es Keiner besser gethan, besser gekonnt!

Erinnerungen aus Berlin an Carl Seydelmann, von D. Ger. Knispel. Darmstadt, Leske, 1845.

Wurde in der vorher angezeigten Schrift ein schönes Gesamtbild einer bedeutenden Persönlichkeit uns geboten, so haben wir, was in der zunächst vorliegenden uns gegeben wird, als einzelne Pinselstriche zu betrachten, welche eben Einzelnes, das um des Totaleindrucks willen flüchtiger nur dort berührt werden konnte, mehr der besonderen Anschauung zugänglich machen. Es ist eine Art Blumentese, eine Zusammenstellung einzelner Aeußerungen Seydelmann's über Gegenstände der Kunst, wie sie der Herausgeber, der auf einer wissenschaftlichen Reise in Berlin wenige Monate vor des Künstlers Tode seine persönliche Bekanntschaft machte, aus seinem eigenen Munde vernommen. Ob ihre Veröffentlichung wirklich ein Bedürfnis, zumal Hr. Knispel von der Herausgabe des Röttscher'schen Werks unterrichtet war, mag hier dahin gestellt bleiben. Uns gemahnen solche Aphorismen, so ein Sammeln von Papierschnitzeln gleichsam, stets an die Jagd nach dem mit aller Gewalt auf Kosten Anderer Berühmtwerden wollen — ja, wenn wir, die Treue der Mittheilung

vorausgesetzt, an das sofortige Niederschreiben derartigen Äußerungen nach gehabter Unterredung unwillkürlich denken, wie eine Art von Indiscretion gegen bedeutende Leute, die vertrauensvoll dem Fremden entgegenkommen. Wir wissen wohl, das sind spießbürgerliche Ansichten — aber in so mancher Beziehung hat es nicht wenig für sich, bei ihnen zu verharren. Dennoch wollen wir die Herausgabe auch dieser Bogen nicht unbedingt verdammen, weil sie aus inniger Verehrung gegen den Gefeierten hervorgegangen sind und so manches einzelne Interessante von ihm berichten, das um so mehr Theilnahme erregen wird, als es wenigstens zum großen Theile auf Äußerungen des Künstlers kurz vor seinem Tode (October und November 1842) sich bezieht. Was der Herausgeber über Seydelmann's Leistungen als Vorleser und Declamator beiträgt (S. 25 ff.) ist übrigens, wenn man Rötischer's Werk gelesen hat, das Interessanteste seiner Mittheilungen. Für die Treue der mitgetheilten Äußerungen, unter denen manche allerdings unbedeutende, manche Mittheilung auch, die mehr berechnet scheint, den Herausgeber hervorzuheben, spricht der innere Grund ihrer wesentlichen Uebereinstimmung mit dem Charakter des Dahingegangenen. Doch ist es nicht unmöglich, daß so manches Einzelne, durch das Prisma des Herausgebers angeschaut, eine von der ursprünglichen mehr oder minder verschiedene Farbenbrechung angenommen. Dafür spricht die (S. 6) angeführte angebliche Vorliebe Seydelmann's für Darmstadt, welche sich mit dem dahin gehörigen Abschnitte in Rötischer's Werke nicht recht will in Einklang bringen lassen, wenn man nicht annimmt, daß der Herausgeber eine mehr conventionelle Höflichkeit, dem Darmstädter gegenüber, für ein allgemeines Urtheil genommen hat. Uebrigens hätten wir diese Mittheilungen anspruchloser gewünscht; sie würden dann gemüthlicher ausgefallen sein. Der Herausgeber hebt sich und seine Persönlichkeit zu sehr hervor und ist bemüht, den fliegenden Blättern eine höhere Bedeutung durch manchfache Citate aus dramaturgischen Schriften und durch eingestreute eigene Reflexionen zu geben — ein Bemühen, das hier wohl nicht an rechter Stelle war, man müßte denn (und das ist wirklich unsere Ansicht) diese gesammten „Erinnerungen“ nur edirt annehmen für den Zweck, dadurch der zweiten Hälfte des Büchleins eine interessante Einleitung, dadurch aber mehr Leser und Käufer zuzuwenden. Diese zweite Hälfte aber bringt ein „Memorandum für die Reform des deutschen Bühnenwesens“, das nicht nur ohne Zweifel ganz gut gemeint ist, sondern auch so manchen allerdings beachtenswerthen Wink und Vorschlag enthält (z. B. über die Nothwendigkeit der Errichtung von Theaterschulen), aber nirgend etwas Neues, Selbständiges bringt, und auch dem schon vielfältig Angeregten in keiner Weise eine neue Seite abzugewinnen weiß, so daß wir nur das Bekannte in Klagen und Vorschlägen abermals be-

klagt und vorgeschlagen finden. Einen bedeutenden Werth vermögen wir deshalb dieser Abhandlung an sich nicht beizulegen, wenn wir immerhin auch vollständig damit einverstanden sind, daß die Schuld an dem jetzigen Verfall der Bühne dem Publikum nicht minder, als den Dichtern und Componisten, den Schauspielern und hauptsächlich den Directionen zuzuschreiben sei, wobei wir denn auch gern anerkennen, daß der feilen Kritik ein großer Theil derselben zugeschrieben werden müsse. Alle diese Potenzen beklagen und verklagen sich gegenseitig, und das mit Recht. Unzweifelhaft aber steht fest, daß die Tüchtigkeit — sittliche und intellectuelle — der Directionen das erste Erforderniß für eine Reform des Bühnenwesens sei, die indes so lange im Großen immer vergeblich wird angestrebt werden, bis auch die Staatsbehörden die große Wichtigkeit der Bühne in sittlicher und selbst in politischer Beziehung durch die That werden anerkannt haben, während die sittliche Beziehung jetzt fast ganz aus den Augen gesetzt wird (das beweisen die lasceiven, nicht selten geradehin obscönen Pariser und Wiener Fabricate), und die Anerkennung der politischen fast nur im unbarmherzigen Streichen einzelner oft sehr harmloser Stellen sich kundgiebt. Das Publikum läßt sich gern heranziehen, wenn man ihm nur Tüchtiges in tüchtiger Darstellung bietet, und allerdings dürften da zweckmäßig geleitete Theaterschulen manchem Bedürfnisse selbst ohne große pecuniäre Opfer abhelfen; auch wahrhaft intelligente Dramaturgen könnten viel wirken. Was nun aber die Bildung eines großartigen Vereins zur Hebung des Theaters anbetrifft (S. 140 ff.), so nimmt sich dieselbe auf dem Papiere ganz gut aus; der Realisirung dürften aber unüberwindliche Hindernisse entgegentreten, und bei etwaigem Zustandekommen selbst möchten wir die sanguinischen Hoffnungen des Verf. über dessen Wirksamkeit nicht unbedingt theilen. — Die Einleitung giebt eine detaillierte Beschreibung von Seydelmann's Gedächtnißfeier am Jahrestage seines Todes, zu Darmstadt, die übrigens aus den Journalen hinreichend bekannt ist.

Ueber Goethe's Faust. Zwei dramaturgische Abhandlungen von Julius Moser und Ad. Stahr. Oldenburg, Schulze. 1845.

Ein einmüthigeres Zusammenwirken dreier bei der Bühne so wesentlich sich bedingenden und ergänzenden Potenzen, der technischen, künstlerischen und kritischen Leitung, wie wir ein solches bei der Oldenburger Hofbühne finden, möchte vielleicht nirgend anderswo sich aufweisen lassen. Intendant (Baron von Gall), Dramaturg (Julius Moser) und Kritiker (Ad. Stahr) wirken Hand in Hand, und es sollten sich da wohl erfreuliche Resultate um so mehr voraussetzen lassen, als an und für sich die Beschränkung der Bühne auf das recitirende Drama eine Zersplitterung der

Kräfte verhilft, welche namentlich bei kleineren Theatern oft nach keiner Seite hin Tüchtiges leisten läßt. Möglich indeß auch, daß dieses Hand in Hand Gehen, wobei denn wohl, wenn auch unbewußt, das persönliche Interesse hier und da mehr als das künstlerische berücksichtigt wird, eine gewisse Einseitigkeit erzeugt, zumal wenn die Kritik dabei von einer gewissen verhimmelnden Ueberschwänglichkeit sich nicht frei erhält und die unumgänglich nothwendige, durch keine äußere Rücksicht bestochene Objectivität sich nicht überall vollständig zu bewahren weiß. — Als ein Zeugniß jenes Zusammenwirkens darf nun auch wohl das vorangezeigte Schriftchen betrachtet werden, das sein Dasein einer Darstellung des Goethe'schen Faust auf der Oldenburger Hofbühne verdankt, indem die erste Abhandlung: „das Gedicht als Drama, von Mosen“, der Aufführung vorherging, als eine dramaturgische Einführung der Schauspieler in das psychologische Rollenverständnis und die scenische Anordnung — die zweite: „die Aufführung, von Stahr“, die Kritik der Darstellung, also das enthält, was in Folge und auf Grund der ersten wirklich geleistet wurde. — Ueber Goethe's Faust ist schon so viel geschrieben, daß die Sammlung der darüber erschienenen Schriften und Schriftchen eine gar nicht unbedeutende Bibliothek bilden würde, und daß sich wenig oder nichts Neues mehr darüber sagen läßt. Es handelt sich also auch hier nicht eigentlich um eine neue Auffassung, sondern nur um die specielle Anwendung des richtig Erkannten auf einen bestimmten Zweck: den der Darstellung auf der Bühne, und wir verkennen nicht, daß eine Anleitung, wie sie Mosen hier giebt, für die darstellenden Künstler mannichfache Vortheile habe, obwohl wir eben so offen gestehen, daß wir den Druck derselben nicht für geradehin nothwendig halten und der Meinung sind, daß eine Bühne, welche sich an die Darstellung dieses schwierigsten Werkes wagen zu dürfen meint, nothwendigerweise ein Personal von Künstlern besitzen müsse, die im Stande sind, dasselbe auch in seiner Tiefe und vollen Bedeutsamkeit aufzufassen und demgemäß zu reproduciren. Wollte indeß der Verf. damit ein Lebenszeichen seiner dramaturgischen Wirksamkeit geben, nun so mögen wir es mit Dank hinnehmen, sofern wir mit den von ihm gemachten, durch die scenische Darstellung gebotenen kleinen Abänderungen, Auslassungen u. s. w. im Allgemeinen uns einverstanden erklären dürfen, und namentlich den abgeänderten Schluß des Drama so poetisch schön gedacht als scenisch wirksam anerkennen müssen (S. 78 ff.). Ein näheres Eingehen haben wir freilich den dramaturgischen Blättern zu überlassen, nur das können wir nicht übergehen, daß wir uns trotz aller scheinbaren Gründe über die Auffassung des Mephistopheles als eines „feinen Cavaliers mit cholericem Temperament“ (S. 19) — welcher denn natürlich auch Hr. Stahr in der Kritik ziemlich absprechend gegen die bekannte Seydelmann'sche das Wort redet (S.

114 ff.) — mit dem Dramaturgen nicht einverstehen können, sondern die letztgenannte, namentlich in ihrer späteren äußerlichen Milderung durch den genannten Künstler als wahr und der Idee des Gedichts entsprechend vorziehen müssen, wie dies auch Rötcher in dem oben angezeigten Werke schlagend nachgewiesen. — Was nun die zweite Abhandlung, die Kritik Herrn Stahr's, anlangt, so erscheint dieselbe — in ihrer wirklich unerquicklichen Breite, zumal sie auch nirgend eine neue Seite hervorhebt — fast nur als ein Echo der Ansichten des Dramaturgen, als ein überschwänglicher Panagyrikus derselben wie der hauptsächlichsten Darsteller, und wir vermögen die Nothwendigkeit ihrer Sonderherausgabe so wenig anzuerkennen, als die der Veröffentlichung der zwei Bände „oldenburgischer Theaterschau“ von demselben Vfr. — Ueberschwänglichkeit, individuelle Vorliebe, nach welcher Seite hin sie sich auch offenbare, raubt der Kritik den unerläßlichen Charakter ruhiger Erwägung, den sie sich überall und unter allen Umständen, selbst unter den heftigsten und gehässigsten Angriffen, die ja gerade gegen sie von der hohlen Richtigkeit oder schwächlichen Liebedienerei so häufig versucht werden, zu bewahren wissen muß, um nach keiner Seite hin zu viel oder zu wenig zu geben — mit einem Worte: um stets nach bestem Wissen und Gewissen gerecht und wahr zu sein!

Das Prager Theater bei Fackelbeleuchtung. Aus den Papieren eines quiescirten Beleuchtungsinspectors. Leipzig, Phil. Neclam jun. 1845.

Der Herr Beleuchtungsinspecter versteht sein Fach. Er hat eine Illumination angeordnet, deren Glanz das Auge blendet, deren Rauch — er hat Pechfackeln verwendet — demselben unwillkürlich Thränen erpreßt. Und er hat diese Beleuchtung geschickt zu vertheilen gemußt. Die Schlaglichter fallen sämmtlich auf den zeitigen Director der Prager Bühne, Hrn. Stöger; die Schlag Schatten vorzugsweise auf die Theater-Aufsichts-Commission der böhmischen Landstände. Die Wirkung ist natürlich demgemäß — das Ganze etwas grell angeordnet; indeß das liebt man heut zu Tage. Ob nicht nach beiden Seiten hin hätte gemildert werden können und sollen, das freilich ist eine andere Frage, die wir vom kritischen Gesichtspunkte aus nur bejahen können, obwohl wir keinesweges zu denen gehören, die bei Aufdeckung von Schäden und Gebrechen das Anfasseln mit Glacehandschuhen lieben, weil da selten jene Gebrechen in ihrer vollen Gefährlichkeit erscheinen, darum auch keine radikale Heilung erwarten lassen. Die Verhältnisse der Prager Bühne, die äußeren wie die inneren, sind uns nicht speciell genug, nicht in der Ausdehnung bekannt, um in der hier gegebenen Darstellung, welcher wir das cum grano salis nicht unbedingt nachrühmen möchten, das vollständig Wahre von dem etwa Uebertriebenen sondern zu können. Wir müssen also die

factische Darstellung des beleuchtenden Vfs. als eine der Wahrheit entsprechende um so mehr annehmen, als er mancherlei Beweise durch Zahlen u. s. w. beibringt, bei denen wir auf verbürgte Grundlagen glauben schließen zu dürfen, und weil eine Unwahrheit aus inneren Gründen sich der Darstellung nicht imputiren läßt. Bei dieser Annahme haben wir denn freilich die Direction, die auf das Unverantwortlichste chicanirt worden, und das Publikum, dem man die Möglichkeit höherer Kunstgenüsse entzogen, wie das Kunstinstitut selbst, von dessen Werth jene Theater-Aufsichts-Commission gar keinen Begriff zu haben scheint (ein Fall, der übrigens nicht selten da vorkommt, wo man Leuten, die nichts von der Sache verstehen, ein Urtheil oder gar Befugnisse einräumt!), aufrichtig zu beklagen, und im Interesse sämmtlicher Betheiligten zu wünschen, daß der künftige neue Unternehmer, Hr. Hoffmann aus Riga, sich so gestellt haben möge, daß jene Uebelstände nicht

noch unheilbringender einwirken mögen. Denn es muß weit gekommen sein, wenn der Verf. Grund genug zu haben glaubt zu der Bemerkung: „die Prager Bühne läßt sich keinesweges mehr als Kunsttempel, sondern eher als Kunstinvalidenhaus betrachten“ — eine Bemerkung freilich, die sich auch auf manche andere Bühne noch anwenden ließe. — Uebrigens ist das Schriftchen gut geschrieben; es fehlt ihm nicht die pikante Würze, welche das Publikum bei Besprechung solcher Angelegenheiten liebt, und nicht selten tritt uns eine so schneidende Schärfe entgegen, daß wir daran zweifeln, des Verfs. Anerbieten, auch andern Bühnen seine Dienste als Beleuchtungsinspector zu widmen, werde Annahme finden. Man liebt das Licht der Oeffentlichkeit auch in jenen Regionen nicht eben allzu leidenschaftlich — man begnügt sich gern mit trügerischem Lampenlicht!

18.

D r e s d e n .

Die Ausstellung des Frauenvereins.

Der hiesige Frauenverein hat auch in diesem Jahre (am 14. December) die alljährliche öffentliche Ausstellung und den Verkauf weiblicher Arbeiten im Hotel de Saxe wiederholt. Schon früher ist in diesen Blättern die in fast allen großen Städten gebräuchliche Art und Weise, in welcher diese Ausstellung, dieser Verkauf bewirkt wird, getadelt worden, und wir können, trotz früherer Drohungen, noch heute unser Urtheil nicht ändern, da es unserem Gefühle widerstrebt, Damen aus dem Privatleben, das sie sonst so fest halten und sich mit ihm, wie mit einem Schilde umgeben, heraustreten und einer Oeffentlichkeit sich preisgeben zu sehen, die von dem anwesenden Publikum, nach den von uns durch eigne Anschauung gemachten Erfahrungen, fast lediglich zu einer mit dem edlen Zwecke des Bazar's nicht immer in Verhältniß stehenden Kritik der Persönlichkeiten benützt wird. Dem Wirken des Frauen-

vereins kann die entschiedenste Hochachtung und Dankbarkeit des Publikums nicht fehlen, aber es muß demselben freistehen, über die Mittel, welche gebraucht werden, die allgemeine Mildthätigkeit in Anspruch zu nehmen, ein Urtheil zu haben und dasselbe, da es einem öffentlichen Institute gilt, öffentlich auszusprechen. Ist dieses Recht nun unzweifelhaft vorhanden, so fragen wir, weshalb wird der vielfach besprochene öffentliche Verkauf nicht ohne die directe Betheiligung der jungen Damenwelt bewirkt? Wir wollen die Antwort wiederholen, die uns mehr als einmal von Betheiligten auf diese Frage geworden: Nicht bloß, weil die junge Damenwelt zum großen Theil die mildthätige Lieferantin der Verkaufsgegenstände ist, sondern weil man sich für dieselben, wenn sie von den schönen Arbeiterinnen selbst verkauft werden, bereitwilligere Käufer verspricht. Es findet mithin ein Hineinwerfen der Persönlichkeit in die Wagschale der Barmherzigkeit statt, das wir, sowohl um des edlen Zweckes, als um der jungen Damen willen, eben nicht

wünschen, selbst auf die Gefahr hin, ein Paar Stickerien weniger verkauft zu sehen. Uebrigens müssen wir unsere Freude aussprechen, daß unsere frühere Rüge über die Ballcostüme der schönen Verkäuferinnen doch nicht ungehört verklungen ist; wir fanden, mit Ausnahme eines sehr auffälligen Perlenkopfspuges, nur bescheidene Toiletten anspruchsloser Häuslichkeit, wie sie zu den Werken der Wohlthätigkeit passen und die jungen Verkäuferinnen vor Schaden an der Gesundheit schützen.

R. S.

Königl. Hoftheater.

Mittwoch, 10. Decbr. — Zum Erstenmale:

Die vier Haimonskinder. Kom. Oper in 3 Acten, Musik von Balfe.

Das ist nun die siebente Neuigkeit, welche unsere Bühne auf dem Gebiete der Oper in dem Laufe dieses Jahres uns gebracht — ist natürlich auch die letzte! Da mag es uns wohl Niemand verdenken, wenn wir den lebhaften Wunsch hegen, mit einem freudigen: „Ende gut, Alles gut!“ unsere diesjährigen Opernberichte zu beschließen. Aber wie denn das Leben nach allen Seiten hin der frommen Wünsche so Viele unbefriedigt läßt, gleich als wollte es selbst uns gutherzige Deutsche erst noch an Genügsamkeit gewöhnen — wie natürlich auch die Theater-Kritik so lange „fromme Wünsche“ hegen, ohne Aussicht auf Erfüllung hegen wird, bis echte künstlerische Gesinnung, wahrhaft künstlerisches Wollen und Streben, wie die Directionen unserer Bühnen, so die sämtlichen Mitglieder derselben gleich einem heiligen Feuer durchdringt (und dazu ist bis jetzt, wo jeder den Künstlernamen usurpiert, der kaum auf den Brettern gehen oder stehen kann, wo die Directionen so häufig ohne Umsicht, nur aus Rücksicht, weniger die künstlerische Leistung als die eitle Annahme mit hohen Sagen bedenken, wahrhaftig noch wenig Aussicht vorhanden!) — so ist denn auch jener gewiß billige Wunsch in keiner Weise erfüllt worden. Und wenn das Josephstädter Theater in Wien diese Oper in dem Zeitraume eines Jahres mehr als sechszigmal

hat wiederholen können, so gestehen wir unumwunden, daß diese Erscheinung zu den mancherlei Räthseln gehört, deren Lösung vom kritischen Standpunkte aus uns schwer gelingen möchte. Der Text — nach dem Französischen der Herren Leuwen und Brunswik, von J. Kupelwiser in der holprigen, steifen Manier der meisten übersehten Libretto's ins Deutsche übertragen — ist ohne irgend welches tiefere Interesse, abgesehen davon, daß die Verfasser die Sage nach eigenem Belieben gestaltet haben, was wir ihnen durchaus nicht als Fehler anrechnen würden, wenn diese Gestaltung nur poetischer und vor allen Dingen dramatischer angelegt und ausgeführt wäre. Daß die vier Söhne Haimon's arm sind wie die Kirchenmäuse, und am Ende durch reiche Heirathen sämmtlich beglückt werden, man weiß nicht warum und wozu? — das ist wenigstens nicht sonderlich neu, sondern eine ziemlich verbrauchte Lustspielkatasrophe, die hier nur mittelst der Zahl etwas erhoben wird. Daß dieses glückselige Ende, zu dessen Herbeiführung drei Paare merkwürdig dupirt werden, nur möglich ist durch Einführung eines wirklich über die Maassen einfältigen, geizigen Vaters und resp. Onkels — das ist eben auch verbraucht genug und wenig angethan, irgend ein lebendigeres Interesse weder für diesen Vater, noch für die übrigen Personen des Stückes zu erregen, die sämmtlich — den Helben mit eingeschlossen — nur Marionettenpuppen in der Hand der Prisma-donna sind. Und auch diese sehen wir sehr wenig handeln, wenn sie auch einmal hier und da einen Anlauf dazu nimmt. Der ganze Text ist in novellistischer Weise gehalten, und selbst für die Novelle müßten die Charaktere denn doch noch kräftiger hervortreten — es sind eigentlich gar keine im Stücke; die Verschlingung der einzelnen Fäden müßte spannender und geschickter, die Lösung weit weniger trivial sein und wenigstens so viel um Wahrscheinlichkeit sich bemühen, daß nicht überall und ohne Unterlaß dem Zuschauer der Glaube an die Möglichkeit solcher Ver- und Entwicklung der Begebenheit muthwillig geraubt würde. Für eine Kinderposse möchte das Stück hingehen, wenn irgend noch eine höhere Idee in demselben sich zu Tage legte. Aber für ein dramatisches Werk fehlen ihm alle, ja alle Erfordernisse und Bedingungen, so gern wir auch bei der komischen Oper die desfallsigen Anforderungen zu ermäßigen geneigt sind. Ein Paar theatralisch nicht unwirksame Situationen, z. B. die Dupirung der drei Brüder durch die Geliebte des vierten im zweiten Finale u. s. w. kommen auch nicht zu rechtem Eindrucke, weil der Zuschauer durch die Trivialität und Fadsheit der vorhergehenden schon zu abgespannt ist; und einige gut angelegte musikalische Effectnummern stehen zu vereinzelt da, um das Interesse länger und eingehender zu fesseln. Selbst der Dialog ist fade und entbehrt jeder Frische. Das Libretto würden wir selbst für eine Posse zu matt und flach erklären müssen; wie man ein solches als ausreichend für die komische Oper ansehen, wie

man solche Zabaisen und Abgeschmacktheiten componiren kann, begreifen wir nicht.

Aber freilich: „man muß Alles componiren können“, sagte einmal ein tüchtiger Meister, „auch den Thorzettel!“ Wenn nun, wie in dem vorliegenden Werke, componiren nichts weiter heißen soll, als zu Sylben melodisch fortschreitende Töne schreiben und diesen irgend eine, wenn auch noch so bedeutungslose Harmonie unterlegen: da müssen wir uns schon mit jener Möglichkeit einverstanden erklären. Es giebt außerordentlich triviale, nüchterne, profaische Texte, deren Musik nichtsdestoweniger schön, selbst classisch genannt werden darf. Aber dazu reicht kaum ein bedeutendes Talent aus, dazu gehört fast unbedingt ein Genie, das von den Worten absehend, die Situation und deren Charakter tief und eigenthümlich, klar und wahr auffaßt und in Tönen wiederzugeben weiß, die einem klaren Spiegel gleich dieses Gefühl reflectiren und den Hörer mit Zauber macht in die höheren Regionen emporziehen, wo auch er von der idealen Schönheit unwiderstehlich erfaßt das Materielle des Worts gern und ganz vergißt. Diese Kraft wohnt Hrn. Balfe (eigentlich William Balph) keineswegs inne. Wir haben hier zuerst seine Bekanntschaft gemacht, und sind nach Fortsetzung derselben keineswegs begierig. Ueber seinen künstlerischen Standpunkt giebt am besten der vor nun zehn Jahren in Mailand von ihm gemachte, gänzlich verunglückte Versuch *Auffschluß*, Meyerbeer's *Crociato* durch Donizetti'sche, Rossini'sche und eigne Zuthaten zu verballhornen! Irland hat seinen Ruf eines unmusikalischen Landes durch diesen Repräsentanten wenigstens in keiner Weise Lügen gestraft. Die Bedingnisse einer Operncomposition scheinen Hrn. B. ganz fremd geblieben zu sein. Melodie ist allerdings vorhanden, wenn sie auch weder tief erfunden, noch wahr empfunden, häufig äußerst trivial ist und an die Drehorgellieder auf Jahrmärkten gemahnt. Daß wir überdies nicht selten auf alte Bekannte stoßen — nun, das verzeihen wir wohl dem Componisten, der Jahre lang Sänger ohne Glück und Ruhm auf italienischen Bühnen war und dort Gelegenheit hatte, die Handwerkskniffe neitalienischer Componisten *ex professo* zu studiren. Eine Melodie von irgend tieferer Bedeutung findet sich nicht; nur die Romanze *Ivo's* zu Anfang des dritten Acts möchten wir etwa ausnehmen — sie ist neben dem großen Duett (Nr. 9, zweiter Act) zwischen *Ivo* und *Beaumanoir*, die beste Nummer der Oper und zeugt (wir wollen noch die erste Arie *Ivo's* im ersten Acte hinzurechnen), daß der Componist wenigstens nicht ganz ohne Talent ist. Die harmonische und rythmische Behandlung bezeugt eine edle Unbefangenheit, ist leicht und verständlich und muthet dem Publikum nirgend zuviel zu. Wer für Walzer und Galoppaden nur einige Empfänglichkeit besitzt, wird damit hier vollkommen ausreichen. Auch in den sogenannten Ensemblestücken, z. B. den *soit-disant*

Finale's (was das Wort musikalisch-dramatisch bedeute, hat sich Hr. B. wohl schwerlich jemals klar gemacht!), Quartetten, Quintetten u. s. w. zeigt der Componist eine lobenswerthe Selbstbeschränkung, die oft den Schein der Beschränktheit gewinnt: entweder singt jede Stimme einzeln, oder sie vereinen sich brüderlich und schwesterlich zu einem durchaus homophonen drei- oder vierstimmigen Gesange, der sich durch interessante Führung in keiner Weise auszeichnet. Aber vielleicht beruht darin die musikalische Charakteristik, die wir bisher vergebens in der Oper gesucht haben? — Eben weil die Personen so nüchtern und leer, deshalb vielleicht auch die Harmonieen und das gesammte Accompagnement, das nicht einmal durch interessante Instrumentirung sich auszeichnet? — Wirklich, das wäre recht fein von dem Componisten! Aber die Oper öfter als einmal zu hören, wäre musikalische Galeerenstrafe. Das Publikum schien diese Meinung vollständig zu theilen. —

Für die Ausstattung der Oper war nicht eben Erhebliches gethan, und die Besetzung ließ Manches zu wünschen übrig, wenn man auch nicht, wie neulich in Stuttgart, die Partien der Söhne *Haimon's* und ihre Damen, mit Ausschluß der beiden Hauptpartien in die Hände von Choristen gelegt hatte; aber auch die möglichst ausgezeichnete Besetzung würde außer Stande gewesen sein, die Langeweile zu bannen, welche das Werk unwiderstehlich hervorrufft. Die Herren *Schuster*, *Böhme*, *Risse* (*Richard*, *Allard*, *Rinald*) bedürfen einer weitläufigen Besprechung nicht; wir könnten nur wiederholen, was wir schon öfter über sie gesagt: es wäre ein Vortheil für sie und das Publikum, wenn sie in der Oper nicht mehr beschäftigt würden. Daß sie mit ihrem ältesten Bruder *Olivier* (Hrn. *Schloß*) kein sonderlich klangvolles Quartett für die Räume unseres Theaters bildeten, dürfen wir versichern. Ueber den letztgenannten haben wir seit seinem hiesigen Gastspiele (Nr. 26 ds. Bl.) zu berichten nicht Veranlassung gehabt, und es thut uns leid, bekennen zu müssen, daß er seit jener Zeit, obwohl ihn sein hiesiges, recht annehmbares Engagement wohl zu emsigem Fleiße, zu ernstlicher künstlerischer Ausbildung seiner hübschen Mittel hätte veranlassen können und sollen, sich bedeutend verschlechtert hat, woran hauptsächlich die schon damals gerügte, sehr klar sich aussprechende Selbstgefälligkeit, die auf natürliche Anlage in eitler Anmaßung pocht und vornehmthuig über die Nothwendigkeit ernstlichen Studiums sich erhaben dünkt, die Schuld trägt. Die Stimme erklang belegt und verschleiert, die Intonation (namentlich im Duett Nr. 11) war sehr unsicher, die Aussprache geziert bis zur widerwärtigsten Verzerrung der einzelnen Vocale, eine Folge ebensowohl einer affectirten Manier als mangelhaften Tonbildung, der Vortrag hart und hölzern, namentlich der Romanze Nr. 3, und des ganzen ersten Acts. Fährt der Sänger so fort, dürfte er schwerlich auf Erfolge rechnen

können, und wir haben ein Engagement aufrichtig zu beklagen, das nur im Vertrauen auf angelegentliches Studium geschlossen werden konnte. — Herr Käder (Baron Beaumanoir) war eben — Hr. Käder: „Purzel“ im Weltumsegler, „Hausknecht“ im artesischen Brunnen; nur kein Baron, und wäre er der dümmste, geizigste, erbärmlichste aller Barone. Schien es auch in einzelnen Momenten, als wolle er sich etwas mit dem Range seiner Rolle identificiren, es geht nun einmal nicht; daß seine Mittel als Sänger nur für die Posse ausreichen, ist schon oft ausgesprochen, und nur den Vortrag seines großen Duetts mit Ivo möchten wir, einzelne Uebertreibungen abgerechnet, als befriedigend bezeichnen. Am besten ward heute der Ivo (durch Hrn. Wächter) dargestellt. Reichen auch seine Stimmittel nicht mehr vollkommen aus, werden die höheren Chorden sehr, bisweilen selbst unangenehm gequetscht, forcirte er sein Spiel, besonders in den ersten Scenen der Oper bis zur Unwahrheit und possenhaften Uebertreibung: so fand er sich doch bald zurecht und wir haben sein Spiel, eben mit Ausnahme jener Scenen, als ein angemessenes, seinen Gesangsvortrag als befriedigend, vorzugsweise in dem mehrerwähnten Duett mit Beaumanoir und seiner, innig gesungenen Romanze Nr. 13, zu bezeichnen, während seine Arie Nr. 1 zu keiner Wirkung kam, vielleicht weil die Stimme zu schwach klang, und er den Humor der Pièce nicht klar genug aufgefaßt hatte.

Von den Damen haben wir zuerst Mad. Spaher-Gentiluomo (Hermine) zu nennen, den einzigen handelnden Charakter (?) im Stücke. Daß eine Spielpartie für diese Künstlerin sich durchaus nicht eigne, darüber ist man denn doch wohl nun endlich einig. War das vielleicht auch der Grund, weshalb gewisse Leute den durch vernehmliche Opposition allerdings schnell erstickten Versuch zum Applausempfange machten, der noch einigemal mit gleichem Glücke wiederholt doch nur der geschmackvollen und reichen, wenn auch für die Zeit unwahr erscheinenden Toilette gelten sollte? Erkennen wir an, daß sie sich wirklich Mühe gab, es zu einiger Beweglichkeit zu bringen und etwelche Innigkeit im Gesangsvortrage durchschimmern zu lassen, auch auf den Dialog bei weitem mehr Fleiß verwendete, als z. B. Hr. Schloß, der denselben verständnißlos und in affectirter, nicht selten unrichtiger Declamation zum Besten gab: so ist das Alles, denn mit Bedauern müssen wir die Wahrnehmung aussprechen, daß auch die Stimmittel der Künstlerin mehr und mehr abnehmen. Unreine Intonation, wie bei ihrem ersten Auftreten, so namentlich im zweiten Finale und dem Ensemble Nr. 15, Ungleichheit der Töne, Schwäche und Gedrücktheit der Stimme, Schärfe der höheren Chorden u. s. w. ließen es zu einem wohlthuenden Eindruck ihrer Leistung nicht kommen. Von den drei Nichten des Barons: Clara, Tolanta, Eglantine (die Fr. Thiele, Wäch-

ter und Schreck) läßt sich wenig sagen. Sie sind, wie die drei Brüder Olivier's, eigentlich nur da, um sich an der Nase herumzuführen zu lassen und vierstimmige Sätze zu ermöglichen. Daß wir in diesen Fr. Wächter sehr wenig, Fr. Schreck, die uns häufig nur die Lippen zu bewegen schien ohne zu singen, fast gar nicht gehört haben, ist schlimm — oder auch nicht. Weshalb eigentlich diese beiden Damen hier engagirt worden, ist uns und vielen Andern noch nicht recht klar geworden.

Daß im Orchester ein Paar Unebenheiten vorkamen, wollen wir eben nur andeuten. Solche triviale Musik mit voller Hingebung auszuführen, ist fast eine barbarische Forderung; übrigens war die Mehrzahl der Tempi zu langsam — Hr. Musikdirector Röckel dirigirte. Verschiedentlich versuchte Beifallszeichen wurden meist ebenso, wie der beabsichtigte Hervorruf Hrn. Käder's am Schlusse in der Geburt erstickt. Die Oper ist als ein todtgeborenes Kind zu betrachten.

B. J. C. C.

Montag, 15. Decbr. zum ersten Male:

Die Dame von Saint-Tropez. Schauspiel in 5 Acten, nach dem Französischen.

Wie es der Weltgeschichte in den Händen leichterer Compilatoren schmählich ergeht, eben so plump und ungeschickt, nüchtern und fad werden Criminalfälle von den unpoetischen Häuten der sogenannten dramatischen Bearbeiter zerarbeitet; wie aber der innere, pragmatische Zusammenhang, das Zusammenstellen von Ursachen und Wirkungen zu einem in sich abgeschlossenen Ganzen die Geschichte erst zu einer der interessantesten Wissenschaften macht, während die bloße Aneinanderreihung historischer Thatsachen an den dünnen Faden der Erzählung fast nur ein mechanisches Wirken bedingt, eben so sind es erst psychologische Charakterschilderungen, das Aufrollen interessanter Seelengemälde auf dem Boden dramatisch-gewichtiger Thatsachen, die poetische Durchgeistigung derselben mit einer des Drama's würdigen Grundidee, die einen an sich merkwürdigen Criminalfall zum wirksamen Stoffe des Drama's erheben, während das bloße Dialogisiren und plumpe Zusammenstellen der pikantesten Scenen einer Mordgeschichte aus den Zeitungsnachrichten so ziemlich dem Verdienste des Abschreibers gleichkommt; ein Verdienst, das die Autoren fast aller derartigen Bearbeitungen solchen Stoffes zu beanspruchen haben. Dieses zweideutige Verdienst gebührt denn auch den französischen Fabrikanten der „Dame von Saint-Tropez“, indem sie die Affisenverhandlungen des Lafarge'schen Giftmordes in die Form

eines fünfactigen Drama's eingekleidet und dabei so nüchtern-plump, so durchaus nur das Factenskelett vor Augen habend und stümperhaft verfahren sind, daß wohl nur die Idee, es handle sich im Einzelnen um wirklich geschehene Thatsachen, um einen in der Wirklichkeit unter krassem Nebenumständen vorgekommenen Giftmord, wie die im Ganzen treffliche Darstellung das Publikum vom Lachen zurückhalten, ja selbst hin und wieder zur Theilnahme an der Situation und zu lebhaften Beifallsäußerungen hinreißen konnte. Dem Urtheile und der Theilnahme des Publikums sind übrigens in poetischer Machtvollkommenheit natürlich alle die Concessionen gemacht, welche die schöne Giftmischerin nicht als Schuldige, sondern als criminalistische Märtyrerin erscheinen lassen. Ein Vetter des nicht tödtlich Vergifteten hat im Drama den versuchten Mord zu übernehmen und Mad. Lafarge, die Dame von Saint-Tropez, erscheint im Glorienscheine kindlicher Liebe und verkannter Unschuld, bis auch diese am Schlusse offenkundig und aus ihrer Vernunfttheirath eine Ehe aus Neigung wird. Doch genug von diesem Nachwerke, dem auch der Uebersetzer, Hr. Lemberg, eher geschadet, als genützt hat, da die Uebersetzung an vielen Stellen nicht deutsch, sondern deutsch-französisch ist. Das Beste, oder vielmehr einzig Gute war, wie gesagt, die Darstellung. Die Hauptpartieen waren in den Händen Hrn. Winger's (George Maurice Lafarge), der Fr. Bayer (Fortense Lafarge), Hrn. Kramer's (der Liebhaber Charles d'Arbel), Hrn. Quanter's (Gaussade, der vergiftende Vetter), und der Fr. Lebrun (Jugendfreundin

Pauline). Bis auf ein häufiges Versprechen, dessen sich fast alle Darsteller schuldig machten, wurden sämtliche Rollen mit großem Fleiße und gleichem Erfolge durchgeführt, wenn auch Herr Winger seiner Individualität wegen die tragischen Partieen des liebenden Gatten nicht recht zusagen wollten, und es Hrn. Quanter bei der in's Lächerliche gehenden Sterilität seiner Bösewichtersrolle nicht gelang, an sich glauben zu machen.

R. S.

Repertoire.

Decbr. 10. Zum ersten Male: Die vier Haimonskinder. Komische Oper in 3 Aufzügen. Nach dem Französischen des Leuven und Brunswik von Kupelwieser. Musik von Balfe. (S. oben.) — 11. Die Marquise von Billelte. — 12. Der artesische Brunnen. — 13. Das Urbild des Tartüffe. — 14. Die vier Haimonskinder. Oper. — 15. Zum ersten Male: Die Dame von Saint-Tropez. Schauspiel in 5 Acten, nach dem Franz. (S. oben.) — 16. Die Hugenotten. Oper. — 17. Gottsched und Gellert.

Feuilleton.

Bei dem herkömmlichen Festmahle zur Einsetzung des neuen Lord-Majors der City von London werden von den geladenen Gästen nicht weniger als: 250 Terzinen Schildkrötensuppe (real turtle), jede 5 Nösel enthaltend, 170 Schüsseln Geflügel, 110 Pasteten, 53 verzierte Schinken, 20 große Roastbeefbraten, 44 Schüsseln Seefische, 80 gebratene Welschhühner, 80 Fasanen, 24 Gänse und 250 Eiscrème verzehrt, ohne der großen Anzahl anderer Leckerereien zu gedenken.

Die Bildung in den Privat-Erziehungsanstalten wird in Rußland gleichsam fabrikmäßig betrieben. Die Mütter geben ihre Töchter dahin, damit sie in 2 bis 3 Jahren vollkommen ausgebildet daraus hervorgehen. Fremde

Sprachen, Musik und Tanz müssen in diesem kurzen Zeitraume erlernt werden, denn das sind ja die Haupterfordernisse, um in der großen Welt zu glänzen. Zu den Examinas werden alle Verwandte der aus diesem Institute zu entlassenden Mädchen wie zu einem großen Banquet eingeladen. Die Schülerinnen müssen vorher tüchtig studiren, um nur in der öffentlichen Prüfung zu bestehen. Hierauf folgt die Prämienvertheilung und endlich beschließt ein glänzender Ball diese Festlichkeit.

Die Diebe in New-York bilden eine vollkommen organisirte Bruderschaft. Sie kennen sich Alle untereinander sehr genau, haben ihre Zusammenkünfte, Clubbs u. s. w., wo sie ihre Pläne verabreden. Sie sollen so-

gar unter sich eine Unterstützungskasse errichtet haben, aus deren Fond arme Teufel, wenn sie bei ihrem noblen Handwerke ergriffen werden, durch einige tausend Thaler vom Gerichte losgekauft oder auf andere Weise befreit werden.

Die russischen Großen, welche vom Kaiser mit Gütern ausgewanderter oder verbannter Polen beschenkt worden sind, haben sich verpflichten müssen, binnen 6 Jahren auf denselben griechische Kirchen zu erbauen. Auch ist ihnen verboten worden, diese Güter an Polen zu verpachten oder sie von ihnen verwalten zu lassen.

In Preußen kamen im Jahre 1837 nicht weniger als 229,703 Waldsrevell zur Anzeige, jedoch ist leicht zu vermuthen, daß die Summe das Doppelte oder Dreifache betragen würde, wenn man allen auf die Spur hätte kommen können. Man berechnet daher, daß den preussischen Waldungen durch Holzdiebstahl und andern Unfug jährlich ein Schade von zwei Millionen Thaler zugefügt werde. Rechnet man nun die Flächen Landes, die jährlich von den Holzdieben abgeholzt werden, so beträgt diese 13,800 Morgen. — In Baiern ist es noch ärger; dort fallen allein im Rheinkreise an 400,000 solcher Verbrechen vor. Da darf man sich natürlich nicht wundern, wenn der Holzreichtum eines Landes sich von Jahr zu Jahr vermindert.

Die warme Quelle bei Aßmannshausen im Rheingau, die schon von den Römern benutzt wurde und im Mittelalter durch ihre heilbringende Kraft rühmlichst bekannt war, aber bei einer großen Ueberschwemmung des Rheines verloren ging, hat man vor einigen Jahren wieder aufgefunden. Es hat sich neuerdings eine Actiengesellschaft gebildet, welche, um einer neuen Ver-nichtung vorzubeugen, diese Quelle durch einen Damm sichern will, um sie hauptsächlich zu einer Badeanstalt zu benutzen, die womöglich die alte Berühmtheit erhalten soll. Die nahen romantischen Umgebungen werden manchen Fremden herbeilocken und der Gewinn kann vielleicht glänzender sein, als der mancher andern Actienunternehmung unsrer Zeit.

Kaiser Friedrich III. von Deutschland äußerte einmal, als von Ehebündnissen die Rede war: „Wenn man einen alten Mann höflich und subtil um's Leben bringen will, so darf man ihm nur ein junges Weib geben; denn diese wird für ihn ein sicher tödtendes Gift sein.“ Ob der Kaiser wohl Recht hatte?

In Preußen will die jetzige Regierung Alles uniformiren; die Civilbeamten der verschiedenen Behörden, die sonst nie eine Uniform auf den Leib gebracht haben, dürfen jetzt nur in goldgestickten Röcken, den Degen an der Seite, bei öffentlichen Gelegenheiten erscheinen. Ist ein großes Diner bei einem Minister u. s. w., so muß

Jeder der Eingeladenen in der vorgeschriebenen Uniform erscheinen.

Credner hat eine Schrift herausgegeben, die über die gegenwärtigen kirchlichen Verhältnisse handelt; besonders hat er darin seine Augen auf Sachsen, die Wiege der Reformation, gerichtet. Er sagt dabei unter Anderem: Sachsen habe sich im 16. Jahrhundert in ein engherziges, einseitiges Lutherthum festgerannt und durch den Religionswechsel des Kurfürsten Friedrich August's I. sei diesem „unnatürlichen, weil unwahren Stand der Dinge“ eine längere Dauer verliehen worden, indem der Regent zur Beruhigung der Gemüther verordnet, wie Alles beim Alten bleiben solle. Daher rühre auch die Berechtigung des bekannten Ministerialerlasses. Schließlich fügt Credner hinzu: Vereinigt euch zu einer authentischen Interpretation des Inhalts, daß in eurer Verfassung der Ausdruck „Confession“ stets in dem Sinne des von der deutschen Bundesacte gebrauchten Ausdruckes „Religionspartei“ zu nehmen sei. Dann erst werdet ihr aus der dreihundertjährigen Verirrung herauskommen, dann seid ihr wahre Protestanten; dann habt ihr den Geist des Fortschritts, den Geist eurer Verfassung gewahrt, dann habt ihr gethan, was der Geist des sächsischen Volks so laut wünscht, verlangt, gebietet.

Der Erfinder des Fracks ist Jean Jacques Fra-cas aus dem Elsaß. Er wurde wegen dieser Erfindung in der französischen Revolution guillotiniert.

In Paris leben über 70,000 Menschen von öffentlichen Unterstützungen

Ein Engländer Dryton hat einen Spiegel erfunden, der alle Erwartungen übertreffen soll; anstatt des Mercur wird Silber aufgelegt.

In der Quotidienne sind die protestantischen Lichtfreunde mit: les amis des chandelles (Lichtfreunde) übersetzt.

Der älteste lebende Monarch ist jetzt der Papst (80 Jahr alt), der jüngste ist der Sultan (21 Jahr alt), und die jüngste Monarchin ist die Königin von Spanien (15 Jahr alt).

In Petersburg ist eine Lichtsteuer zum Besten der jüdischen Schulen von der Regierung angeordnet worden. Diese Steuer wird nach der Anzahl der Lichter, welche die Juden an ihren Festtagen anzünden, ohne Unterschied des Brennstoßes, erhoben, und ihre Einziehung ist besondern Pächtern übertragen worden.

Der politische Märtyrer Seidensticker, der, kürzlich seiner mehrjährigen schmählichen Haft entlassen,

nach Amerika zu gehen gezwungen ist, wurde im Jahr 1797 in Göttingen geboren, diente vom 14ten bis 18ten Jahre als Soldat, erst im westphälischen Heere, später bei den Oestreichern als Leutnant eines leichten Reiterregiments, als solcher an den Feldzügen von 1813 und 1814 thätigen Antheil nehmend. Nach Beendigung des Krieges widmete er sich den Wissenschaften, besonders der juristischen Praxis. Durch seinen Freimuth und seine Gerechtigkeitsliebe erwarb er sich bald das allgemeine Vertrauen und die höchste Achtung. Im Jahre 1831 wurde dieser brave Mann, als Theilnehmer an Göttinger Unruhen, aus den Armen seiner Familie gerissen und zu lebenslänglicher Kerkerstrafe verurtheilt. Der wackere, ächt deutsche Mann, von Ißstein, dessen Namen jeder biedere Deutsche mit gerechtem Stolz nennt, war der Freund und Versorger der trost- und hülflosen Familie Seidensticker's. In Amerika werden gewiß die herrlichen Talente jenes unglücklichen Mannes von Neuem erblühen und segensreiche Früchte bringen.

Auf dem Lüneburger Rathhause wird ein Schinken von dem Schweine aufbewahrt, welches die dortigen Salzquellen, der Sage nach, entdeckt haben soll. Es hatte nämlich in einem Sumpfe sich herumgewälzt, und als es abgetrocknet war, fand man es gleichsam mit einer Salzkruste überzogen, was zur Entdeckung dieser Quellen leitete.

In England soll eine Ruhmesgalerie errichtet werden; die dazu ernannte Commission hat sämmtlichen Herrschern Britanniens, von Wilhelm dem Eroberer bis Victoria, — 33 an der Zahl, — ob gut oder schlecht — gleichviel, einen Ehrenplatz darin angewiesen. Von den andern berühmten Männern sind jedoch — man sollte es kaum glauben — Gibbon und Byron (ob Cromwell, ist noch nicht entschieden) ausgeschlossen.

Nach den Grundgesetzen Rußlands muß jede Prinzessin, die einen Zar heirathen soll, vor der Vermählung zur griechischen Kirche übergehen; verbindet sich dagegen eine russische Prinzessin mit einem ausländischen Fürsten, so ist sie gehalten, ihrem Glauben auf's Strengste treu zu bleiben. Diese Regel ist bisher genau beobachtet worden, doch soll jetzt eine Ausnahme bevorstehen.

Bei den russischen Dinern wird die Etikette auf's Strengste beobachtet, und es ist für den eingela-

denen Ausländer ein drückendes Gefühl, diesen Formen nachzukommen. Ein Gericht jagt das andere, so daß der Gast fast nicht zu Verstande kommt, ohne einen wahren Genuß davongetragen zu haben. Der Wein wird nur in Gläsern herumgereicht. Unschicklich wäre es, beim Anstoßen aufzustehen oder sich von seinem Plaze zu entfernen; man würde, selbst in den kleinsten Circeln, diese Anstandsverletzungen nie verzeihen.

Die Zahl der Pußmacherinnen Londons beträgt gegen 15,000. Diese armen Mädchen haben oft ein härteres Loos als Sklaven. Ist eine Hoftrauer eingetreten, so erblinden gewöhnlich mehrere dieser beklagenswerthen Geschöpfe, in Folge der schwarzen Stoffe, die sie verarbeiten müssen.

In Preußen giebt es gegenwärtig 5784 Minen, Schmelzöfen, Steinbrüche und Salzgruben. Diese beschäftigen 80,257 Arbeiter und geben zusammen einen Gewinn von 32,568,836 Thln. 25.

Unter dem Titel Teutonia erscheinen bei Conrad Glaser in Schleusingen mit Anfang nächsten Jahres literarisch-kritische Blätter für den deutschen Männergesang, redigirt von Jul. Otto und Jul. Schladebach. Bedenkt man, daß sich dem Männergesange nicht mehr als einem bloßen Kunstinteresse einzelner geselliger Kreise von Freunden des Gesanges, sondern als einer Zeitfrage auf dem Forum des öffentlichen Lebens das deutsche Vaterland zuwendet, namentlich seit an das Erstehen und fröhliche Aufblühen der Sängerkreise sich die Hoffnung auf deren allmähliche Gestaltung zu Volksfesten und somit auf das Erwachen eines regeren Gesamtbewußtseins knüpft, so müssen wir dieses Unternehmen schon als ein eben so zeitgemäßes wie verdienstliches mit Freuden begrüßen. Die Männer, von denen es ausgeht, geben, der Eine als Componist zahlreicher und gediegener Compositionen für den Männergesang, der Andere als überaus tüchtiger Kritiker, eine zu sichere Bürgschaft für Erreichung des vorgesteckten Zieles, als daß wir nicht die regste Theilnahme voraussetzen könnten, zumal da die Zeitschrift, alle Interessen des Männergesanges und der Vereine für denselben vertretend, 1) allgemeine belehrende und unterhaltende Aufsätze, 2) Dichtungen, welche sich zur Composition für den Männergesang eignen, so wie werthvolle musikalische Beigaben, 3) Correspondenznachrichten aus allen Ländern deutscher Zunge, 4) Kritiken, und 5) ein Feuilleton nebst Intelligenzblatt bieten wird.